



Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift
der Söhne des heiligsten Herzens Jesu,
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika).

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K — 2 Mk. — 3 Frc.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohlfürern den apostolischen Segen erteilt. Für die Wohlfürer werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Lieferrich, Linz, Olmütz, Marburg, Crient, Triest und Wien.

Heft 2 und 3.

Februar—März 1914.

XVII. Jahrg.



Der besonders um die Schillukmission hochverdiente

P. Wilhelm Banholzer F. S. C.

ist am 21. Februar durch einen allzufrühen Tod seiner geliebten Schillukmission und uns entzogen worden. Das ist die erschütternde Trauernachricht, welche der Telegraph am letzten Faschingstage aus Afrika nach Milland brachte. Wir empfehlen den verdienstvollen Missionär und teuren Verblichenen dem frommen Gebete aller Leser. Nähere Angaben fehlen noch; wir werden aber trachten, den besonders unseren alten Abonnenten bestbekanntem Missionär in einer der nächsten Nummern in Wort und Bild vorzuführen zu können.

R. I. P.

Dilling (Delen), unsere neueste Station.

Wir können unseren verehrten Lesern mitteilen, daß im Laufe des Dezembers die neue Station zu Dilling in Nordostafrika eröffnet wurde. Inzwischen erhalten wir von einem Teilnehmer bei der Eröffnung, dem hochw. P. Daniel Kauczor, folgende kurze Kartennotiz: „... Delen (jetzt Dilling) ist wirklich ein herrlicher Ort. Von einem der Berge übersehen, nimmt sich die weite, grüne, baumreiche Fläche wie eine italienische Ebene aus. Der Boden ist überaus fruchtbar, Wasser aber und Wild spärlich. Das Volk ist sehr intelligent und uns gut gesinnt; die Alten besonders, die noch die ehemalige Mission lebendig im

Gedächtnisse haben, sind unsere Freunde. Die Regierung — vertreten durch einen Kofen als Mamur und einen blutjungen Engländer als Mussatis (Inspektor) — ist sehr zuvorkommend. Der Einfluß der zahlreich durchziehenden Araber auf die Bevölkerung ist nicht bedeutend, eine Stunde von der Karawanenstrasse weg, hört er beinahe ganz auf. — Wir hoffen, daß unsere Wirksamkeit hier nicht ganz fruchtlos sein werde“. Auch die Redaktion hofft, daß sie bald in der Lage sein werde, den Lesern Näheres über die Gründung mitteilen zu können.*)

Lul einlt und jeht.

(Fortsetzung und Schluß.)

P. Flor Stang F. S. C.

Bei der Abreise wollte mir Akuotsch all sein erspartes Geld mitgeben und drang ganz energisch in mich, es doch anzunehmen. Erst nach mehreren Versicherungen meinerseits, daß ich mit allem gut ausgerüstet sei und gewiß auf der Reise keinen Mangel leiden werde, beruhigte er sich und versprach, für mich zu beten. In der lieben, trauten Heimat genas ich rasch, bereits am 11. Jänner 1911 kam ich gesund und glücklich wieder in Lul an. Hier traf ich zu meiner größten Freude außer Akuotsch noch andere vier Knaben, welche seinem Beispiel gefolgt waren, ihre Dörfer verlassen hatten und bei uns wohnten, um unser Vieh zu hüten. Pater Mohn hatte sein möglichstes getan, um die wilden Bürschchen zu zähmen und ihnen den

Aufenthalt recht angenehm zu machen. Akuotsch hatte dabei tüchtig geholfen.

Als ich nach einigen Tagen Simon (Muschak) in Agodo besuchte, führte er mich sogleich an das Grab meines Freundes Mjil. Derselbe war einige Monate nach meiner Abreise schwer erkrankt. Als er sah, daß es zum Sterben gehe, schickte er seinen Lieblingssohn Gian auf die Missionsstation, um einen Vater zu holen, welcher ihn unterrichten und taufen sollte. Der hochwürdige Pater Mohn spendete ihm die heilige Taufe in Gegenwart seines vorgenannten Sohnes und des Christen Simon. Noch vor seinem Tode trug er seinem Sohn Gian auf, sich bei uns unterrichten zu lassen und stets ein Freund der Missionäre zu sein. Da Mjil ein kleiner Scheich war, so wurde er in einer seiner Hütten begraben. Sein Sohn Gian führte

* Wird in der nächsten Nummer gesehen.

mich trotz der Schilluffitte, welche es verbietet, daß ein Fremder das Haus betritt, in welchem ein Toter begraben liegt, hinein, ich segnete nachträglich das Grab meines Freundes ein und betete mit seinem Sohne für dessen Seelenruhe. An Grabe seines Vaters ermahnte ich denselben, dem Wunsche desselben nachzukommen und von jetzt an recht fleißig in den Katechismusunterricht zu kommen. Meine Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Schon vor einigen Monaten während meiner Abwesenheit war er mit seinem blinden Freunde Poli, dem Sohne des vor kurzem verstorbenen Großhäuptlings von Agodo, zum Oberen der Station gekommen und beide hatten um die heilige Taufe gebeten. Von jetzt an kamen beide regelmäßig fast täglich zum Unterrichte, und da sie ein tadelloses Leben führten und bereits früher fast jeden Sonntag zur Kirche gekommen waren und alle Glaubenswahrheiten rasch erfaßten, so konnte ihr Wunsch bald erfüllt werden und sie empfingen am nächstfolgenden Ostersonntage die heilige Taufe.

Als Anfang Juli unser hochwürdigster Bischof zum Besuche kam, rasierten sich die drei Burjchen heimlich ihren gesamten Kopfschmuck, stellten sich dem Obern vor und baten um die heilige Taufe. Da sie genügend vorbereitet waren, so wurden sie am 28. Juli vom hochwürdigsten Bischof selbst getauft und empfingen darauf mit den anderen Christen das heilige Sakrament der Firmung.

Doch kehren wir zu Akuotsch zurück. Kaum waren zwei Monate verflossen seit meiner Ankunft aus Europa, da kam er zu mir und bat mich, in sein Dorf zurückkehren zu dürfen. Mit seinem ersparten Gelde hatte er sich vier schöne Kinder gekauft, er hatte so die beste Aussicht, in einigen Jahren die zu seiner Heirat not-

wendigen Rühe zusammenzubringen. Jetzt wollte er zu Hause bei seinen Eltern wohnen, sein Feld bebauen und den Leuten zeigen, daß er, trotzdem er Christ geworden ist, doch den heimatlichen Sitten und Gebräuchen, wenn sie nur nicht gegen seinen heiligen Glauben verstießen, treu bleiben könne. Sein Wunsch war ja ganz gut und recht; da er noch so jung war, fürchtete ich aber für sein Seelenheil. Doch darin hatte ich mich getäuscht. Akuotsch setzte seinen Willen durch, ging nach Hause und führte sich dort so gut auf, daß die Leute ganz erstaunt äußerten: „Diese weißen Priester in Sul sind gewiß Gesandte Gottes, denn sie haben die Herzen der Leute in ihrer Hand, und wer bei ihnen erzogen wird, hat einen festen Charakter, arbeitet und geht nicht die Wege des Lasters und des Leichtsinns, sondern hat Gott vor Augen.“

Gleich am ersten Samstag abend kam Akuotsch auf die Missionsstation zurück und brachte einen Kameraden mit. So tat er es jeden Sonn- und Festtag und seine Eltern und Verwandten waren ganz zufrieden. Auch die heiligen Sakramente empfing er fleißig. Nach einiger Zeit wurde der Stiefbruder seines Vaters, ein Jüngling von ungefähr 22 Jahren, namens Coallong, krank. Er war öfters bei uns gewesen, um zu arbeiten oder seinen Verwandten Akuotsch zu besuchen. Jetzt in seiner Krankheit machte sich Akuotsch an ihn heran, wusch seine schrecklichen Geschwüre und verband sie, so gut er es einstens gelernt hatte. Da der Zustand des Kranken von Tag zu Tag schlimmer wurde, brachte man ihn endlich dahin, daß er einwilligte, einen Besuch von mir anzunehmen. Trotzdem er mich sehr gut kannte, war er doch sehr mißtrauisch. Bald aber gewöhnte er sich an mich, nahm alle Medizinen an; ich tat alles, um ihm Linderung in seinem schrecklichen Zustande zu

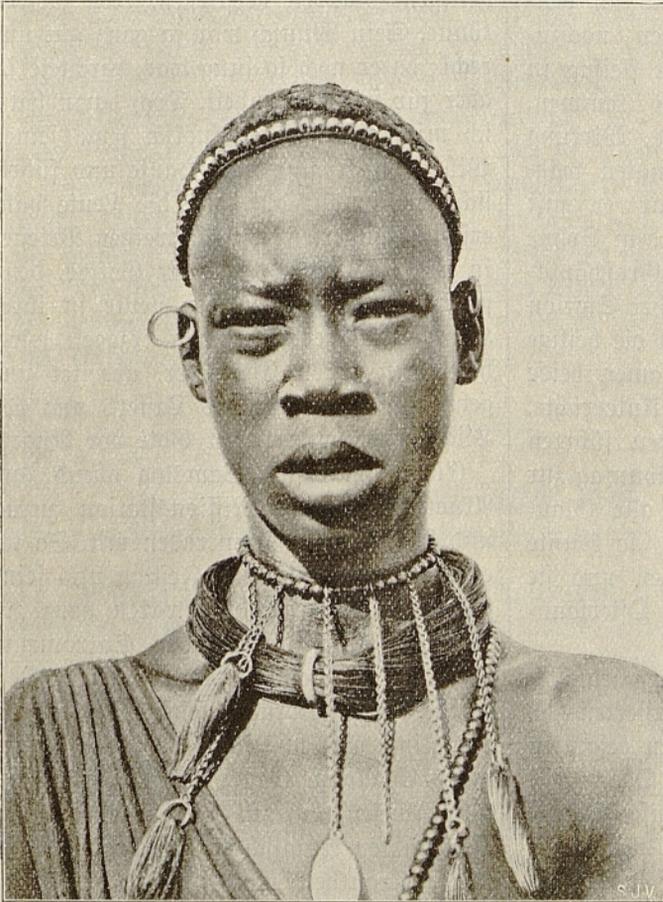
verschaffen. Zweimal in der Woche besuchte ich ihn, reinigte und verband seine Wunden; Akuotich unterstützte mich und besorgte in meiner Abwesenheit das Reinigen und Verbinden derselben. Einige

Hexenmeistern wissen. Da begaben sich seine Ziehmutter und mehrere andere Weiber ganz heimlich zu einer Hexenmeisterin und fragten dieselbe, was da zu machen sei. Dieselbe gab die seltsame Antwort: „Bringet kein Opfer für ihn dar und laffet ihn ganz in der Hand des weißen Priesters, er wird genesen, denn seine verstorbenen Eltern bitten bei Gott für ihn.“ Nun waren die Verwandten beruhigt und kein Zauberer überschritt mehr die Schwelle seines Hauses. Mit seinem Zustande ging es aber doch abwärts und so beschloß ich, ihn zu überreden, auf unsere Missionsstation zu übersiedeln, wo er stets gute Verpflegung und bessere Nahrung hätte. Nach einigen Tagen willigte er ein und am nächsten Tage, am Feste des heiligen Herzens Jesu, trugen wir ihn an das Flußufer und brachten ihn mit der Barke auf die Missionsstation.

Dort lebte er sich bald ein und sein Zustand besserte sich so, daß er seine Schwester und Ziehmutter schon in einigen Tagen nach Hause entlassen konnte. Seine Scheu mir gegenüber legte er bald ganz ab und nannte mich

seinen Vater, der ihn mit Gottes Hilfe vom sicheren Tode errettet habe. Er erzählte mir dann auch seinen ganzen Lebenslauf.

Seine Eltern waren früh gestorben, deshalb wurde er von seinem Onkel erzogen. Als er noch nicht volljährig war, heiratete seine einzige Schwester; sämtliche Kühe



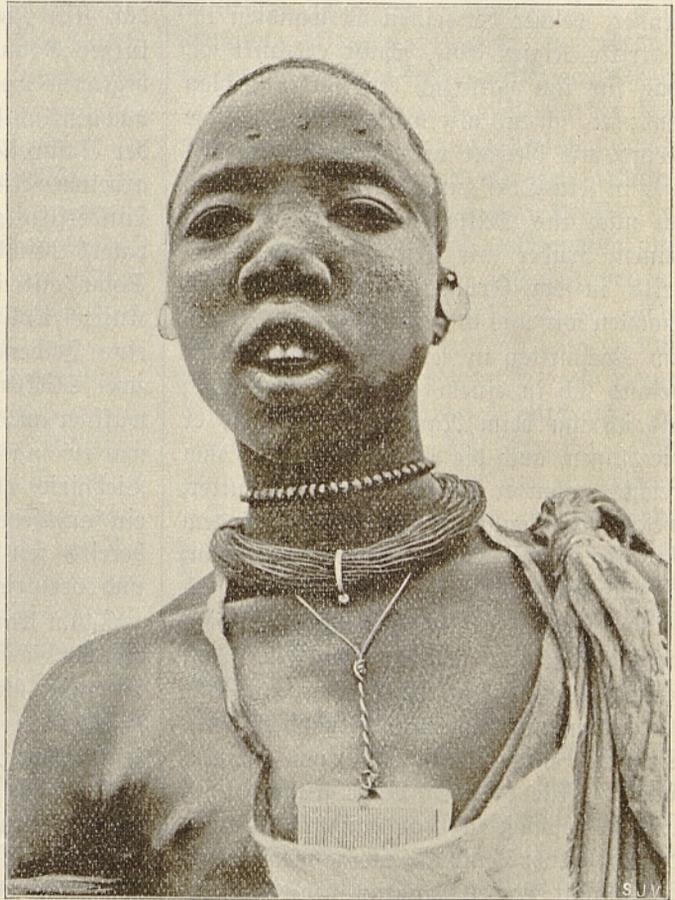
Um den Hals tragen die Neger auch Haare von Giraffenschwänzen, verschiedene Kettlein u. (Phot. P. Born.)

Male war auch bereits ein Dinkahexenmeister erschienen, um für den Kranken ein Schaf zu opfern und seinen Fokuspokus zu machen. Doch auf Akuotich's Bitten ließ der Kranke das Opfer nicht zu und sagte, er stehe in Gottes Hand und in seiner Familie wolle man nichts von

jedoch, welche kein Schwager der Landes-
sitte gemäß für sie bezahlt hatte, raubten
ihm seine nächsten Verwandten. Obwohl
noch ein junger Schafhirte, hatte er den
Mut, zum damaligen König Kur nach
Faschoda zu gehen und sein
Recht zu fordern. Der König
war ganz erstaunt hierüber
und befahl, daß man ihm
wenigstens eine der Kühe
zurückgebe. Leider brach die
Kinderpest aus und vernich-
tete einige Jahre später seine
drei Stück Vieh. Sein Onkel
hatte auch kein Herz für ihn,
trotzdem er ihm seit seiner
Volljährigkeit jedes Jahr
das Korn seines Feldes für
dessen Familie geben mußte.
Um das Maß voll zu machen,
konnte seine Schwester es
bei ihrem Manne nicht mehr
aushalten, weil dessen andere
Weiber aus Eifersucht ihr
alles mögliche zufügten,
Staub ins Essen schütteten
und Todesdrohungen gegen
sie austiefen. Kaum war
jene nun zu einem anderen
Manne gezogen, so verklagte
ihr früherer Mann sie und
ihren Bruder, der damit ein-
verstanden war, beim jetzigen
König Fadiet. Zum Unglück
war der König mit dem An-
kläger verwandt und half ge-
gen das Schillukrecht seinem Verwandten.
Coallong mußte zur Strafe, daß seine
Schwester nicht mehr zu ihrem ersten
Mann zurückkehrte, zwei Stiere und eine
Menge Schafe zahlen. Das brach ihm fast
das Herz.

Mit seinen letzten zwei Lanzen begab
er sich ins Dinkaland, und nachdem er fast

einen Monat lang in demselben von Dorf
zu Dorf umhergezogen war, hatte er end-
lich das Glück, für dieselben einen jungen
Stier einzutauschen. Die Dinka haben
nämlich keine Lanzen Schmiede und tauschen



Auch alte Kämme werden als Halschmuck nicht verschmäht.

(Phot. P. Born.)

dieselben meistens um Stiere bei den
Schilluk ein. Diese Reise mit ihren Auf-
regungen und das häufige Hungerleiden
im fremden Lande hatten ohne Zweifel den
Keim für seine Krankheit gelegt. Kaum
war er von dort zurückgekehrt und hatte
nochmals seine teure Schwester in ihrem neuen
Heim besucht, als seine Krankheit ausbrach.

Voll Mitleid nahm ich mich seiner an und bereits im Monat August war er ziemlich hergestellt; er entschloß sich, bei uns zu bleiben und in unserem Garten zu arbeiten. Nach einigen Tagen kam die traurige Kunde, daß sein älterer Stiefbruder, welcher bei seinen Verwandten im Distrikte Nigier lebte, schwer erkrankt sei, was für ihn natürlich ein harter Schlag war; es schien, als wollte ihn der böse Feind mit Gewalt uns abwendig machen und in sein Dorf zurückbringen. Nun legte ich mich ins Mittel und versprach ihm, seinen Bruder mit ihm zu besuchen. Bereits in der Frühe des nächsten Tages machten wir uns auf den Weg und langten am Nachmittag in Nigier an; der Kranke befand sich in einem traurigen Zustande; als ich ihn beim Namen rief, öffnete er die Augen, auch die Arznei, welche ich ihm reichte, nahm er zu sich. Akuotsch' Mutter, welche mit Coallongs Ziehmutter bei dem Kranken zum Besuche war, sagte ganz verwundert zu mir: „Abuna, du hast deinen Bruder gesund gemacht und wirst auch ihn gesund machen; denn zwei Tage schon sprach er kein Wort mehr mit uns, und kaum rufft du ihn, so hört er deine Stimme und erhebt sich von seinem Lager.“ Alle anderen Leute stimmten bei und so beschloß ich, das ganze Vertrauen, das die guten Leute auf meine medizinische Tüchtigkeit hatten, auszunützen, und befahl ihnen, den Kranken sobald wie möglich nach Duom, seinem Geburtsorte, zu bringen. Mein Befehl wurde am nächsten Tage sofort ausgeführt; auf einer Tragbahre wurde er an das Flußufer gebracht, wo er von unseren Christen mit einer Schillufbarke abgeholt und auf unsere Missionsstation gebracht wurde.

Auch er wurde mit Gottes Hilfe bereits in einem Monat gesund. Doch Deng, das war sein Name, hatte einen

recht harten Kopf und hing noch zu sehr an seinem Ziehvater, als daß er mit seinem Bruder bei uns verblieben wäre. Wunderbar sind jedoch Gottes Wege! Als er sich nämlich anscheiden wollte, wieder heimzukehren, kam die Trauerbotschaft, daß sein Ziehvater vor zwei Tagen nach kurzer Krankheit verschieden und bereits begraben worden sei. Das machte Deng nachdenklich und er beschloß, wie sein Bruder einstweilen bei uns zu bleiben und zu arbeiten. Als er einige Zeit nachher der Landesfittte gemäß das Grab seines Ziehvaters besuchte, brachte er dessen ältesten Sohn mit in die Mission. Der kleine Knirps wollte bei ihm bleiben, hatte aber eine Heidenangst vor uns und kam mit zwei Stöcken und einer kleinen Lanze bewaffnet an. Doch schon nach einigen Tagen war er eingewöhnt und zeigte sich als guter Viehhirte, obwohl sein verstorbener Vater ein angesehener Scheich war. Er ist jetzt bereits seit einem halben Jahr getauft und verspricht sehr viel für die Zukunft.

Kaum war unser guter Deng gesund geworden, so stellte sich eines schönen Tages Akuotsch' ältester Bruder, namens Ketsche, bei uns ein und sagte, daß er, wie einstens sein Bruder, bei uns verbleiben und durch Arbeit sich Geld verdienen wolle. Der wahre Grund war aber ein anderer; da er nämlich sah, daß die beiden jüngeren Brüder seines Vaters, Deng und Coallong, bei uns verblieben, so gefiel es ihm auch nicht mehr recht zu Hause. Überdies spukte ihm ein Ereignis im Kopfe herum, das vor einigen Monaten vorgefallen war und die Aufmerksamkeit fast aller Schilluk auf uns Missionäre gelenkt hatte.

Zwei uns benachbarte Distrikte, Lul und Balanim, stritten sich schon seit einiger Zeit wegen Fischereirechte herum. Endlich kam es in unserer nächsten Nähe zum Kampfe. Die Leute von Lul waren

denen von Balanim überlegen, weil der Nachbaristrikt Join, welcher mit Balanim von altersher noch verbunden war, sie schmählich im Stiche gelassen hatte. Nach kurzem Kampfe blieb den Leuten Balanims nichts anderes übrig, als die Flucht zu ergreifen. Es war fast ein halbes Wunder, daß es dabei keinen Toten gab. Doch hatten sie fünf Verwundete, davon einen sehr schwer Verwundeten. Da wir damals unmöglich den Bruderkampf hindern konnten und derselbe in nächster Nähe des Schweisternhauses sich abspielte, so nahmen wir uns sofort gemeinsam mit den Schwestern der armen Verwundeten an, stillten das Blut und legten ihnen die ersten Verbände an. Der schwerverwundete Jüngling Niquei war aus unserem Nachbardorfe Allel. Er hatte einen Lanzenstich unterhalb der letzten Rippe erhalten. Seiner schlimmen Lage wohl bewußt, wollte er bei uns verbleiben, wo er noch vier Tage lang in größter Gefahr schwebte. Selbst der Regierungsarzt von Rodok, welcher uns zufällig besuchte, hatte ihn bereits aufgegeben. Und doch geschah das Wunderbare; sein Zustand besserte sich und in vier Wochen war seine Wunde geheilt. Darüber zerbrachen sich alle Schilluk der Umgegend den Kopf und kamen zu der Ansicht, wir seien Gesandte Gottes und über alle Hexenmeister des ganzen Landes erhaben. Wer zu uns gebracht würde, der werde gewiß gesund und der böse Geist könne ihm nichts anhaben.

Seit dieser Zeit kommen von nah und fern, selbst aus dem Lande der Dinka und Nuér viele Kranke zu uns. Wenn kein Hexenmeister und Zauberer mehr helfen kann, dann gilt als letzter Zufluchtsort das Dorf des Abuna.

Aknotsch' Bruder Ketsche sollte als ältester Sohn seinem Vater, der ein Medizimann war, später im Amte folgen.

Bereits hatte ihn sein Vater in die Geheimnisse seines Amtes eingeweiht und ihm eine Wurzel bezeichnet, welche er bei gewissen Arten von Krankheiten verwenden müsse, ferner hatte er ihm bereits erklärt, wie man die Opfer für die Kranken darbringe usw. Da erkrankte der gute Jüngling öfters und schrieb seine Krankheit natürlich dem bösen Geiste zu. Als er wieder einmal erkrankt war, brachte ihm sein christlicher Bruder eine wirksame Medizin, welche er sich von mir geholt hatte. Bereits am anderen Tage war Ketsche hergestellt. Das machte ihn nachdenklich und er ging zu seinem Vater und bat ihn, zu uns übersiedeln zu dürfen, wo er gewiß von bösen Geistern verschont und gesund bleiben werde. Sein Vater, der uns wegen seines jüngeren Sohnes bereits sehr geneigt war, stimmte bei und war froh, seinen ältesten Sohn bei uns zu wissen.

Das Brüderpaar Deng und Coallong waren über die Ankunft ihres um einige Jahre jüngeren Neffen sehr erfreut; alle drei arbeiteten fleißig und wenn irgend ein Verwandter auf Besuch kam oder einer ihrer früheren Freunde sie bereden wollte, doch nicht bei den Fremden zu bleiben, sondern wieder nach Hause zurückzukehren, so lachten sie ihn aus und sagten ihm: „Wir sind zufrieden und glücklich und verdienen durch unsere Arbeit einen guten Lohn, um einstens das nötige Vieh zum Heiraten kaufen zu können; dann kehren wir heim und bauen unsere Wohnungen wieder auf.“

Der Katechismusunterricht, den ich ihnen erteilte, war für beide Teile ziemlich anstrengend; es war keine Kleinigkeit, bis sie die ersten Gebete gelernt hatten. Und erst die zehn Gebote Gottes und das Glaubensbekenntnis, die wollten zuerst gar nicht in ihre harten Schädel eindringen. Doch das Sprichwort „Geduld bringt Rosen“ be-

währte sich auch bei ihnen. Es war am heiligen Weihnachtsfeste, die vier jüngsten unter unseren Burtschen hatten an diesem Tage vom hochwürdigen Vater Mohn die heilige Taufe empfangen. Glück und Freude strahlte auf ihren Gesichtern und in ihren weißen Taufkleidern standen sie da wie neugeboren. Das machte auf unsere drei vorgenannten jungen Leute einen großen Eindruck und sie nahmen ihren Verwandten Akuatjch zur Seite und fragten ihn, was denn heute im Hause des Herrn vor sich gegangen sei. — Den feierlichen Taufen in der Kirche durften bisher nur die Christen beiwohnen. Akuatjch teilte ihnen alles mit und ermahnte sie, doch besser den Katechismus zu erlernen, damit sie auch recht bald aus Satans Ketten befreit und durch die heilige Taufe Kinder des lieben Jesukindes würden, welches auch zu ihrer Erlösung Mensch geworden und für sie gestorben sei.

Akuatjch' Worte verfehlten ihre Wirkung nicht; die guten Leute wollten nicht mehr länger Sklaven des Teufels bleiben; das liebe Jesukind hatte ihnen die Gnade der Bekehrung verliehen. Von diesem Tage an ging es im Katechismusunterricht sehr rasch voran; in der freien Zeit lernten sie, von einigen christlichen Freunden unterstützt, die Hauptwahrheiten unseres heiligen Glaubens auswendig. Als sie sahen, daß zum Ostersfeste zwei Knaben aus Balanim zur heiligen Taufe vorbereitet wurden, kam einer nach dem andern zum Oberrn und bat um die heilige Taufe; doch mußten sie sich noch einige Monate gedulden. Endlich, am Feste Mariä Himmelfahrt, war der große Festtag für sie angebrochen. Alle, die dieser heiligen Taufhandlung beiwohnten, waren erbaut über den Ernst und die Frömmigkeit der Täuflinge. Sie hatten lange in den traurigen Ketten Satans geschmachtet, jetzt

waren sie davon erlöst und in Christo neugeboren. Groß war der innere Geisteskampf gewesen, den sie auszufechten hatten, bis sie sich endlich entschlossen hatten, ihren Nacken unter das Joch Christi zu beugen und sich zu seiner Lehre zu bekennen. Im Herzen Jesu und seiner gebenedeiten Mutter hatten sie nun, nachdem sie lange in Finsternis und Todesschatten dahingewandelt waren, nicht nur die Gesundheit des Leibes wiedergefunden, sondern ihre Seelen waren vom Sündenschlafe zu neuem Leben in Christo aufweckt worden.

Ihre Treue in Erfüllung seiner heiligen Gebote und seines göttlichen Willens belohnte ihnen der liebe Heiland schon in nächster Zeit. Ketsches und Akuatjch' Vater Dichoalong, welcher von den schweren Arbeiten, die er im Dinkalande verrichtete, um während der Hungersnot, die zu Anfang des Jahres 1912 herrschte, seiner zahlreichen Familie Korn zu verschaffen, aufgerieben, gleich seinen beiden Brüdern Deng und Coallong, seit einigen Monaten schwer krank bei uns verweilte, fühlte sein Ende nahen und seine beiden Söhne und Brüder brachten ihn am Tage nach ihrer Taufe nach Hause zurück.

Um das Seelenheil seines lieben Vaters besorgt, begann unser guter Akuatjch sofort, gemeinsam mit dessen christlichem Bruder Deng, demselben die allernotwendigsten Wahrheiten ins Gedächtnis zurückzurufen. Der Kranke hörte aufmerksam zu und bat selbst um die heilige Taufe, weil er in das Haus Gottes und nicht in die Hölle eingehen wolle. Da er zwei Frauen hatte, so machte ihm Akuatjch den heroischen Vorschlag, die jüngere als seine rechtmäßige Frau zu behalten und sich von seiner eigenen (Akuatjch') Mutter, welche schon älter sei, zu trennen. Doch sein Vater sagte gerührt zu ihm: „Akuatjch, deine

Mutter ist und bleibt meine rechtmäßige Frau; ich trenne mich von Navelo, der jüngeren." Nun spendete der christliche Sohn seinem Vater die heilige Taufe, während Deng die Taufpatenstelle bei seinem sterbenden Bruder übernahm. So oft sie ihm Unterricht gaben und auch während der heiligen Taufhandlung hielten sein ältester Sohn und jüngster Bruder vor dem Hause Wache, damit kein Unberufener in das Haus hineinkomme. Dann traten auch sie ins Haus und trösteten den Schwerkranken, der nun voller Freude und auf den Tod gefaßt war. Bald darauf fiel er ins Delirium, das einige Tage dauerte und aus dem er nicht mehr erwachte.

Als bei seiner Beerdigung nach Landes- sitte Akuotjch und sein Bruder vereint mit ihren beiden christlichen Onkeln im Vieh- stalle versteckt ihren Vater und Bruder be- trauerten, da ward ihre Trauer gemildert durch das Bewußtsein, daß ihr Vater be- reits in die Freuden des Himmels ein- gegangen sei. Nachdem der Tote ins Grab gesenkt war und das Geschrei der Menge und das Geheul der Klageweiber an ihr Ohr drang, wischten sie sich die Tränen ab und dankten dem lieben Gott für den schö- nen Tod ihres Vaters und Bruders. Dar- auf kehrten sie in die Missionsstation, ihrer zweiten Heimat, zurück, während Akuotjch mit seinem jüngsten Bruder das Hauswesen weiterführte, bis sein christ- licher Bruder den Unterricht beendet hätte und selbst nach Hause käme.

Einige Wochen später hatte ich das Glück, vereint mit ihnen am Grabe meines besten Freundes zu beten und es einzu- segnen, weil mir das am Begräbnistag wegen Krankheit nicht möglich war. Akuotjch' Vater war ein echter und recht- lich denkender Schilluk, nachdem er einmal den heilsamen Einfluß erkannt hatte,

welchen wir Missionäre auf seine Söhne ausübten, ließ er dieselben zu uns kom- men und ertrug standhaft das Gerede der Leute. Den älteren Leuten seines Dorfes brachte er die beste Ansicht über uns bei; nach bestem Wissen und Können suchte er ihre diesbezüglichen Zweifel zu widerlegen. Nachdem ich sein Grab einge- segnet hatte, kamen die drei ältesten Män- ner des Dorfes zu mir heran und baten mich, in Zukunft ihr Freund zu sein, so wie ich des teuren Verstorbenen Freund gewesen sei. Ich versprach ihnen dieses und sie baten mich, sie ja nicht zu verlassen, sondern recht oft auf Besuch zu kommen, ihre Kranken zu heilen und das ganze Dorf als meine zweite Heimat anzusehen.

Einer anderen Episode will ich hier noch kurz gedenken. Eine Woche vorher, ehe Dschoalong sterbend nach Hause gebracht wurde, saß ich bei ihm und fand ihn recht traurig. Seine Frau hatte ihn besucht und er hatte ihr von seinem baldigen Tode ge- sprochen. Ich glaubte noch nicht, daß er bald sterben werde und wollte ihm die Todesgedanken verschrecken; doch da ant- wortete mir mein alter Freund ganz ernst: „Albuma, mit mir geht es zum Ster- ben, ich fühle es in den Eingeweiden, du aber nimm dich meiner Söhne und meiner Brüder an, ich übergebe sie dir und sie sollen dir gehorchen, wie mir selbst.“ Dann fügte er, mich bei der Hand fassend, prophetisch hinzu: „Die Zeit, wo man euch gehaßt und gefürchtet hat, ist vorüber; von nun an werden euch alle Leute nachlaufen und bei euch Hilfe suchen.“ Diese seine Worte sind buchstäblich jetzt in Erfüllung gegangen. Kranke und Gesunde strömen tagtäglich zur Missionsstation, um Hilfe in allen möglichen Angelegenheiten zu suchen. Jünglinge, Mädchen und Knaben kommen in Scharen herbei, um bei uns zu arbeiten. Unsere Christen haben be-

reits die Zahl 30 überstiegen. Die neue Kirche, welche am 31. August v. J. eingeweiht wurde, ist bereits schon wieder an Sonntagen angefüllt. Kein hoher Festtag vergeht, wo nicht einige Tausen in derselben stattfinden. Unsere Schillukhäuser sind mit Knaben und Jünglingen angefüllt, welche bei uns wohnen, arbeiten und fleißig den Katechismusunterricht besuchen. Gottes Segen ist sichtbar mit uns Missionären. Während früher nur Knaben und Jünglinge den Gottesdienst besuchten, kommen in letzter Zeit auch eine Anzahl junger Männer jeden Sonntag zur heiligen Messe und Predigt.

Als unser hochverehrter, hochwürdigster Herr Bischof Monsignore Geher bei Beginn seines bischöflichen Amtes unsere Missionsstation Lul zum ersten Male besuchte, da weihte er das kleine Altarbild, welches den hl. Schutzengel darstellt, wie er seinen Schützling aus der Gefahr heraus den schmalen Weg der Tugend führt. Wie sein hochseliger bischöflicher Vorgänger, so stellte auch er die Station Lul unter den Schutz der hl. Engel. Und wahrhaftig, die hl. Schutzengel haben ihr Amt gut verwaltet! Nicht nur die Missionäre haben sie aus so mancher großen Gefahr gerettet und die zahlreichen hinterlistigen Anschläge des bösen Feindes zerschanden gemacht;

auch ihre schwarzen Schützlinge haben sie uns zugeführt, und zwar auf oft ganz wunderbare Weise. Unsere fromme Christenschar, die so tapfer die Gebote Gottes erfüllt und sich so oft freiwillig den Sakramenten nähert, haben wir nächst Gott ihrer mächtigen Fürbitte zu verdanken. Und die zahlreichen Katechumenen, welche gar manche Schwierigkeiten und Verfolgungen überwinden müssen, um bei uns zu bleiben; wer flößt ihnen den Mut ein und wer führt sie so lieblich zu uns?

Und nun, mein lieber Leser, der du mir so treu gefolgt bist und so regen Anteil am Aufschwunge unserer Missionsstation nimmst, du weißt gar wohl, daß wir Missionäre gern unser Leben opfern für die Befehung dieses charaktervollen Schillukvolkes. Aber der Missionär braucht auch finanzielle Mittel, um den Leuten Arbeit zu geben und seine zahlreichen Katechumenen zu ernähren. Bist du imstande, uns zu unterstützen, so tue es gern, auf dem Sterbebette wirst du deine größte Freude daran haben. Dein hl. Schutzengel wird sich herzlich freuen. Das hl. Herz Jesu wird dich schon in dieser Welt segnen und seine heiligste Mutter wird dir Barmherzigkeit von ihm verlangen, weil auch du barmherzig mit den armen Negern gewesen bist.

Die Nomaden des östlichen Sudan.

(Fortsetzung.)

Studie des hochw. P. Jos. Huber F. S. C.

Wer sich von Atbara aus mit der Bahn dem Orte Damer nähert, wo jetzt der Gouverneur der Provinz Berber residiert, erblickt schon aus ziemlicher Entfernung auf einer mit Steingeröll bedeckten Anhöhe ein massives, viereckiges Gebäude, von einem Türmchen überragt, worauf ein blaues Fähnchen weht, auf dem zwei ge-

waltige, aus weißem Tuchstoffe gefertigte Schlüssel abgebildet sind. Es ist dies das Gefängnis, wo Verbrecher ihre Schuld abbußen müssen. Aus sämtlichen Orten der Umgegend von Schendi bis nach Abu-Hamed, also einer Strecke von elf Bahnstunden, werden die Verbrecher hier eingeliefert. Manchmal sieht man auf dem Bahn-

hose zu Damer eine Abteilung Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett den Zug erwarten. Demselben entsteigen einige Soldaten, welche einen oder mehrere Sträflinge in Gewahrsam haben. Diese werden in Empfang genommen und eiligst ins Gefängnis geleitet. Höhnend empfängt die Wache am Kerkerthore die neuen Ankömmlinge und heißt sie in ihrer neuen Herberge recht sehr willkommen. Die Eingelieferten sind meist zu einem guten Teil Nomaden.

Anfänglich nehmen die meisten die Sache mit einer gewissen Fröhlichkeit auf; denn es gibt ja genug zum Essen und zum Trinken und man kann sich auch im Schatten strecken. Aber es dauert gar nicht lange und es vergeht ihnen der Spaß. Schwere Ketten werden ihnen angelegt und sie müssen sich an harte Zwangsarbeiten gewöhnen. Um 6 Uhr früh öffnet sich das Gefängnisthor und mit Rettengerassel geht es durch die stillen Straßen des Ortes, wo noch fast alles schläft. Die Sträflinge schreiten, von bewaffneten Soldaten begleitet, zur harten Tagesarbeit. Meist sieht man sie gleich Maultieren schwere Lastwagen ziehen durch die hügeligen Straßen von Damer; die Räder versinken bald da, bald dort im weichen Sande und die Sträflinge müssen alle Kräfte aufbieten, um den Karren weiter zu bringen. Mitunter heißt es: die Aborte des Dorfes reinigen, und das ist die demütigendste Arbeit, welche selbst dem rohesten und ungefügigsten Gefellen die Courage abkauft. Wenn es dann bisweilen vorkommt, daß irgend ein Nomaden-Mädchen vorübergeht, das den einen oder den anderen Sträfling von früher her kennt und der betreffende wird des Mädchens gewahr, dann schießt ihm die Schamröthe ins Gesicht und er möchte am liebsten im Boden versinken. So lernt der Verurtheilte all-

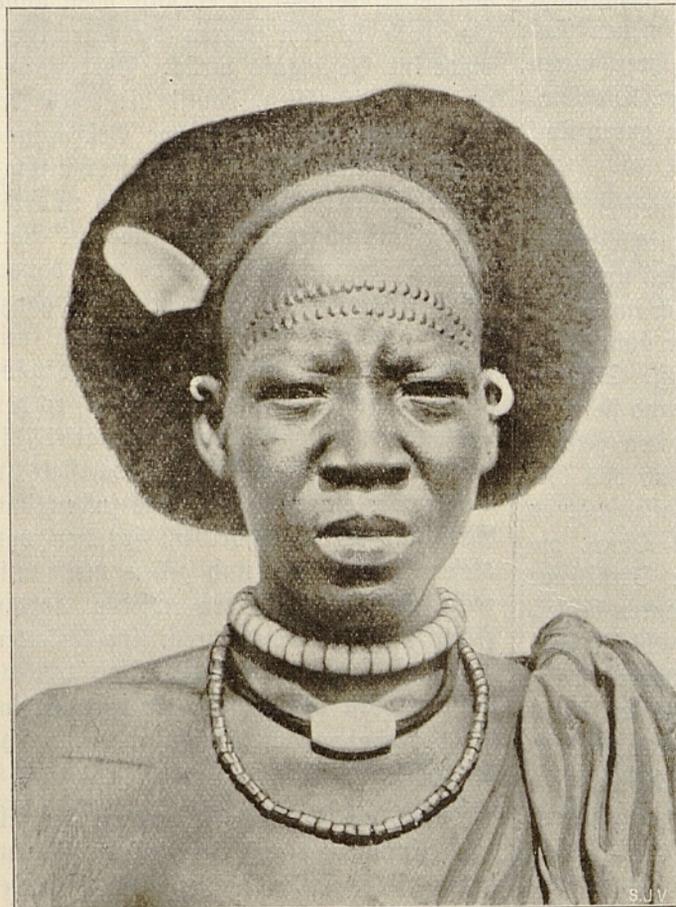
mählich verstehen, was es heißt: im Zuchthause sein. Hin und wieder würde er gerne ein wenig bei der Arbeit innehalten und etwas ausrasten, doch alsobald erschallt die gebieterische Stimme des wachhabenden Soldaten, und es muß weiter gearbeitet werden, ob er will oder nicht. Um halb 12 Uhr kehren die Sträflinge müde ins Gefängnis zurück. Dort gibt es ein kräftiges Essen, damit die Kerle bei der harten Arbeit nicht vor Erschöpfung erliegen. Um halb 3 Uhr nachmittags läutet die Arbeitsglocke abermals und die gleiche anstrengende Arbeit wie des Vormittags beginnt von neuem und dauert bis 5 Uhr abends. So geht es die ganze Zeit hindurch, tagaus, tagein, mit Ausnahme des Freitags, wo allgemeine Ruhe herrscht. An diesem Tage ist es den Verwandten und Bekannten gestattet, die Eingekerkerten zu besuchen, jedoch stets in Gegenwart einer Wache. Sie suchen ihm Mut und Trost zuzureden, sprechen von diesem und jenem und gehen meist mit recht trüben Gesichtern wieder davon. Trägt man sie, wie es ihrem eingekerkerten Bekannten gehe, so lautet ihre trockene Antwort fast regelmäßig: Er verweilt im „dar dschahannam“, d. h. im Wohnsitze der Hölle.

Manch ein Gefangener rechnete bei seiner Einführung auf eine baldige Flucht, aber diesbezüglich leuchtet ihnen sehr wenig Hoffnung, da die mit der Aufsicht betrauten Soldaten strengsten Befehl haben, gut aufzupassen, und verpflichtet sind, auf jeden, der einen Fluchtversuch machen sollte, alsogleich zu schießen. Eine Nachsicht oder Barmherzigkeit wäre hier wirklich nicht am Platze, da sonst Meutereien seitens der Sträflinge den wenigen Soldaten gegenüber bald die Frucht davon wären, Erscheinungen, wie sie sich schon des öfteren gezeigt haben.

Trotz der harten Strafe, die dem Flüchtling bevorsteht, kommt aber doch hin und wieder ein Fluchtversuch vor. So erhielt eines Tages ein recht geriebener Sträfling auf sein inständiges Bitten hin die

schliefte er durch das dichte Gebüsch und konnte trotz alles Suchens nicht mehr gefunden werden. Ohne Zweifel tauchte er hernach in irgend einem Dorfe unter den Eingeborenen auf, wo er aufs sorgfältigste geheimgehalten wurde; die Eingeborenen würden es als einen Verrat betrachten, einen so glücklich Entronnenen auszuliefern.

Ein anderesmal war eine Anzahl Gefangener am Nilufer zu Damer mit Holzfällen beschäftigt. Da benützte einer aus ihnen einen günstigen Augenblick, wo der wachhabende Soldat weniger aufmerksam zu sein schien, und sprang in die Fluten, um sich durch Flucht aufs andere Ufer zu retten. Doch der Soldat hatte ihn erblickt und sandte dem Schwimmenden alsbald eine Kugel nach. Als am Abend der Zug der Gefangenen nach Hause zurückgekehrt war, beteuerte der Soldat seinem Vorgesetzten seine gänzliche Schuldlosigkeit an dem Entrinnen des Mannes, allein es half nichts; — er wurde zur Kerkerstrafe verurteilt und mußte nun mit Ketten beladen den Platz des Flüchtlings einnehmen. Drei Tage später spülten zu Ber-



Saartracht der Schillukburichen
von vorne gesehen.

(Phot. P. Zorn.)

Erlaubnis, auf dem Wege ein wenig anhalten zu dürfen, um zu beten. Die ganze Gegend war rings mit hohem Grase und Gebüsch bestanden. Da auf einmal war der Mann verschwunden. Die Verzweiflung verlieh ihm fast übermenschliche Kraft und mit der Behendigkeit einer Katze

ber, 1½ Stunden nördlich von Damer, die Fluten eine Leiche ans Ufer. Nach genauer Untersuchung wurde dieselbe als mit dem Entflohenen identisch gefunden. Sie wies eine tödliche Schußwunde auf; die Kugel war unterhalb der Schulter eingedrungen, hatte den Körper durchdrungen und war an der

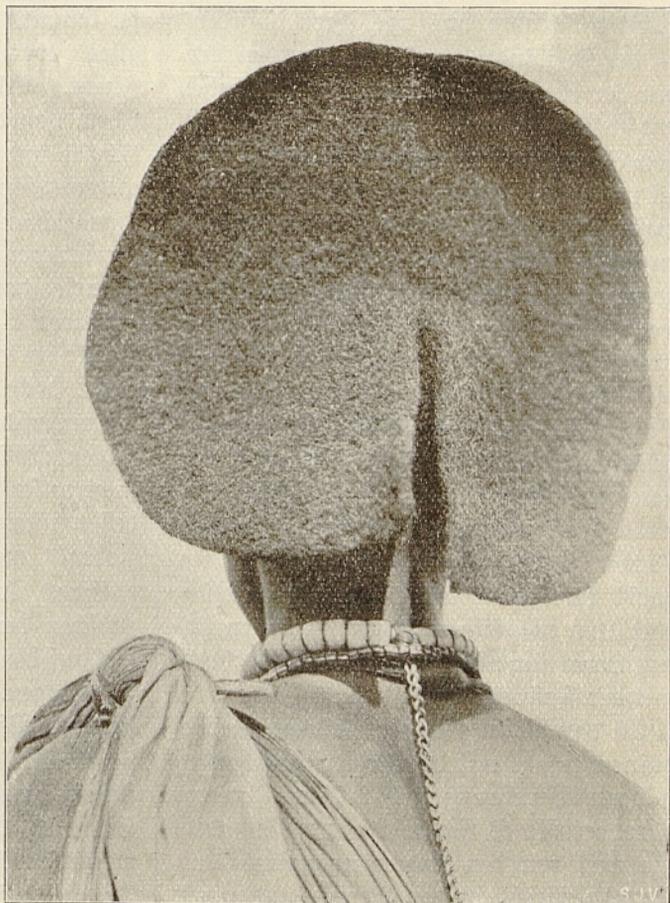
Bruft herausgekommen. Da somit die Unschuld des Soldaten erwiesen war, wurde er gleich in Freiheit gesetzt und hierauf zum Unteroffizier befördert.

Mit Ungeduld harren die Eingekerkerten des Tages, an dem ihre Schuld abgebußt ist und ihnen die goldene Freiheit wieder zurückgegeben wird. Aber nicht einem jeden öffnet sich die Türe des Gefängnisses zur Freiheit, manche wandern von der Kerkerzelle zum Galgen, namentlich wenn sie einen Mord begangen haben.

Ist jemand zum Tode verurteilt worden, so wird fast immer der Samstag zur Vollstreckung der Strafe gewählt, da derselbe stets ein Markttag ist, an dem sich viele Leute in Damer einfänden. Bereits am Abend vorher ist der Galgen errichtet worden. Am Samstag erscheint sodann zu vor-mittägiger Stunde der englische Inspektor in Begleitung des ägyptischen Mamurs und eines Arztes. Ebenso erscheinen sämtliche Gefangenen in Reih und Glied, um der Hinrichtung ihres Kameraden beizuwohnen und um mit einem heilsamen Schrecken erfüllt zu werden. Der

Inspektor gibt hierauf mit lauter Stimme das Verbrechen des Hinzurichtenden bekannt und die darauf festgesetzte Todesstrafe. Nun wird der Schuldige auf das Gerüst geführt. Hier angelangt, befestigen ihm zwei Soldaten den Strick um den Hals und erinnern ihn noch an das

„Fatha“, ein mohammedanisches Gebet. Auf ein Zeichen des diensthabenden Offiziers werden die Bretter unten weggezogen und der Verurteilte baumelt nun zwischen Himmel und Erde. Hat der Arzt nach



Haartracht der Schillukburichen
von hinten gesehen.

(Phot. P. Jörn.)

einiger Zeit das Stillstehen des Pulses festgestellt, so wird die Todeserklärung abgegeben und der Tote herabgelassen.

Draußen vor dem Gefängnis hat sich inzwischen eine bedeutende Anzahl von Nomaden angesammelt; darunter namentlich die Angehörigen des Hingerichteten, so-

wie diejenigen seines Opfers. „Allah jansor el ingilis!“ („Gott verleihe den Engländern den Sieg“) rufen nach geschehener Hinrichtung die Letzteren und sehen nun durch diesen Akt der Gerechtigkeit ihr Rachegefühl befriedigt. „Allah habahom!“ („Gott bewahre uns vor ihren Händen“ — der Engländer) ertönt es von den Lippen der übrigen Zuschauer, und alle gehen mit tiefem Eindrucke davon. Die Nachricht von einer Hinrichtung verbreitet sich überall und bildet tagelang den Gegenstand des Gespräches der Beduinen. Dem Regierungsbeamten, dem sie auf der Straße begegnen, weichen sie scheu aus, namentlich wenn derselbe ein Engländer ist. Durch die strenge Bestrafung der Übeltäter kommen diese Kinder der Wildnis allmählich zur Annahme eines gesitteteren Lebenswandels; namentlich übt das Gefängnis auf sie einen sehr heilsamen Einfluß aus. Mitunter hört man sie zu den Kaufleuten von Damer jagen: „Welch schöne Waren ihr habt! Wie gerne würden wir euch plündern und euch keinen Fetzen im Lade lassen, wenn nur nicht jenes unheilvolle Haus mit der Fahne wäre!“.

All das bisher Gesagte gilt von den Beduinen, welche mit der Regierung schon in näherer Berührung sind. Ganz anders aber verhält es sich mit jenen Nomaden, die weit von den Regierungsposten entfernt, zerstreut in den Bergen und gegen das Rote Meer hin wohnen. Diese befinden sich noch fast ganz in ihrem ursprünglichen wilden Zustande.

Als sie eines Tages vernahmen, daß man durch ihr Gebiet eine Eisenbahn bauen wolle, riefen sie ungläubig aus: „Wie ist das möglich? Wie könnt ihr unsere Berge überwinden?“ Und als die Engländer wirklich an die Ausföhrung des geplanten Unternehmens schritten, da schauten diese Nomaden voller Verwunde-

rung zu, wie man bald da, bald dort ganze Bergwände sprengte und dann den Schienenweg legte. Als dann das schraubende Dampfroß dahergesauft kam, da stand den langhaarigen Wüstenöhnen ihr ohnehin schon kurzer Verstand ganz still. „Der Teufel kommt,“ hieß es von allen Seiten und alles, was laufen konnte, ergriff die Flucht. Allmählich aber haben sie eingesehen, daß das Dampfroß nicht so gefährlich ist und daß der Scheitan doch etwas anderes sein müsse. Der Umstand, daß man sich auf dem Dampfswagen schneller fortbewegen kann als auf dem schnellsten Kamel, hat sie auch dazu bewogen, sich desselben zu bedienen. Einen wunden Punkt hatte das Eisenbahnfahren im Anfange doch; die freien Söhne der Wüste wollten nicht einsehen, daß man dafür auch zahlen müsse. „Durchzieht die Eisenbahn nicht unser Gebiet und haben wir infolgedessen nicht das Recht, Nutzen daraus zu ziehen?“ meinten sie.

Eines Tages hartete auf einer Station zwischen den Bergen eine Anzahl Nomaden auf den Zug. Sie besetzten einen ganzen Wagen. Die Lokomotive läßt ihren schrillen Pfiff ertönen und der Zug setzt sich wieder in Bewegung. Die Beduinen fuhren zwar vierter Klasse, gleich dem Hornvieh, dennoch schien ihnen der Viehwagen herrlich zu sein; es bereitete ihnen Freude, daß sie da drinnen, ohne sich anstrengen zu müssen, vorwärtstamen. Da erschien der Kondukteur, um die Fahrkarten zu revidieren. Siebzig der Insassen hatten sich eine solche verschafft, die übrigen dreißig hatten jedoch gedacht, man reise billiger ohne Karte, und waren ohne dieselbe eingestiegen. „Ein jeder von euch muß das Geld für die Fahrkarte erlegen,“ gab ihnen der Schaffner zu wissen. „Was, du willst von uns Geld haben? Packe dich weiter, sonst werden wir dir auf eine an-

dere Weise weiterhelfen," war die entrüstete Antwort, indem man drohend auf die Schwerter hinwies. Der Bahnbeamte hielt es für gut, sich zurückzuziehen, da er wußte, daß sich mit diesen Wüstenjöhnen nicht spassen ließ. Von der nächsten Station aus aber schickte er eine Depesche nach Suakin und bat um militärische Hilfe. Der Zug fuhr indessen auffällig langsam weiter, so daß die Beduinen Zeit und Muße genug hatten, sich die Landschaft anzuschauen. Auf einer weiteren Station wartete sodann bereits der aus Suakin angekommene Hilfszug mit einem englischen Inspektor und einer Abteilung ägyptischer Soldaten; es waren die besten und kräftigsten auserlesen worden. Eine genaue Zählung der Wageninsassen ergab die Zahl 101, also um eine Person mehr, als der Kondukteur gezählt hatte.

„Wer hat Drohungen gegen dich ausgetrieben?“ fragte jetzt der Inspektor. Der Befragte bezeichnete die einzelnen. „Greifet zu, Soldaten!“ erging jetzt der Befehl. Sämtliche Schuldigen wurden auf den Boden gestreckt und wuchtige Hiebe mit der Mißpferdpeitsche sausten ihnen reichlich auf das Sitzfleisch, dann mußten sie außerdem noch eine Nachkarte zahlen, welche letzteres jetzt auch die übrigen, welche noch keine Fahrkarte hatten, bereitwilligst taten. Auf diese Weise lernten die Nomaden endlich einsehen, daß man nicht nur bei Benützung eines Kameles, sondern auch bei der Eisenbahnfahrt zahlen müsse.

Vor einigen Jahren hatte die Regierung einen Nomaden wegen eines schweren Verbrechens festnehmen und in Ketten legen lassen. Dieses Vorgehen der Regierung verursachte eine derartige Erbitterung in dem betreffenden Stamme, daß dieser zu wiederholten Malen den Schienenweg, welcher durch sein Gebiet führte, zerstörte. Die wilden Gefellen ließen die Regierung auch

wissen, daß sie in ihrem Gebaren so lange fortfahren würden, bis man den Gefangenen ausliefere. Die Regierung hielt es für geraten, für den Augenblick nachzugeben, der Schuldige wurde auf freien Fuß gesetzt. Mit der Zeit wird sie jedoch die passenden Mittel finden, um auch jene widerspenstigen Gebirgler vollständig zu unterjochen.

Die größte Freiheit genießen jene Nomadenstämme, welche südlich und südöstlich der Eisenbahn, die den Nil mit dem Roten Meere verbindet, gegen Abessinien zu, wohnen. Dort soll es Leute geben, die noch nie einen Weißen zu Gesichte bekommen haben. Das Leben und Treiben jener Leuten ist also ziemlich in Dunkelheit gehüllt. Es ist leicht begreiflich, daß der Regierung diese Zustände nicht gefallen. Zwar stehen die verschiedenen Stämme unter einem Aufseher, Maser genannt, welcher der Regierung über alles Rechenschaft zu geben bereit sein muß, am Ende ist aber auch dieser ein Eingeborener. Da die Regierung gerne von ihren eigenen Leuten Erkundigungen einziehen möchte, dachte sie an die Errichtung einer Station zwischen Kassala und Suakin. Die Landschaft Gadamash schien am geeignetsten zu diesem Zwecke. Die Gegend ist hoch gelegen, hat ein gesundes Klima und gutes Wasser. Eine Reiterabteilung sollte deshalb dort stationiert werden, um von Zeit zu Zeit Ausflüge in die Berge zu machen und den Beduinen auf die Finger zu schauen. Wie immer, so ging die Regierung auch in diesem Falle mit aller Vorsicht zu Werke. Sie hielt es für das Beste, erst einen Offizier in jene Gegenden zu entsenden, um zu sehen, was für einen Eindruck ein Beamter auf die dortigen Nomaden machen würde.

Zu dieser Mission wurde ein englischer Major der Garnison zu Schendi auser-

sehen, der sich auch sogleich nach Berber begab, um einen geeigneten Führer ausfindig zu machen, was keine so leichte Aufgabe war. Niemand wollte von jener Gegend, welche der Offizier besuchen wollte, genügende Kenntnis haben, um als Führer dienen zu können, was jedoch nur eine Ausrede war, da jene Gegenden bei den Beduinen Berbers stark verrufen sind. Nach langem Rundschaften bot sich endlich ein tapferer Häuptling aus dem Ababbeh-Stamme, namens Abd-el-Ghafâr, dem Offizier als Begleiter an. Mahmud, Abd-el-Ghafâr's älterer Bruder, war damit jedoch nicht einverstanden. „Was hast du bei jenen rohen Leuten zu tun? Weißt du denn nicht, daß sie Angehörigen eines fremden Stammes nicht einmal Gastfreundschaft anbieten? Laß diese Gedanken fahren und bleibe, wo du bist.“ Dieser jedoch blieb fest, und die Reise konnte beginnen.

Nach einem mehrtägigen Ritte längs des Atbaraflusses gelangten sie nach Adar'ama, von wo zwei Soldaten des „Antislavery-department“ mitgenommen wurden. Griechischen Mutes ritt die Expedition jetzt nach Nordosten unwirtlichen Gegenden zu. Die Nomadenniederlassungen zu Attadob, Akrob, Delai, Tesharam usw. wurden besucht. Die Beduinen benahmen sich dem englischen Offizier gegenüber im allgemeinen sehr kalt: sie blieben bei seiner Ankunft ruhig auf der Erde hocken und schauten gleichgültig darein, wie wenn sie einen unerbetenen Gast vor sich hätten. Abd-el-Ghafâr wunderte sich über dieses Benehmen nicht in mindesten, er hatte ja genug über die Bewohner dieser Gegenden vernommen, anders der Offizier. „Warum benehmen sich die Leute denn gar so unhöflich?“ frug er eines Tages seinen Begleiter. „Bedenke, daß es wilde Leute sind, die größtenteils noch nie einen Regierungsbeamten gesehen haben, sie sind schon

von Natur aus gegen jeden Fremden mißtrauisch,“ entgegnete der Gefragte.

Endlich gelangte die Expedition auf die Karawanenstraße, auf welcher der Verkehr zwischen Kassala und Suakin vermittelt wird. Der Offizier ritt noch einen halben Tag lang in dem ausgetrockneten Bette des Gießbaches Languéb weiter und befahl dann die Rückkehr. Nur das Tal Breitag, ein großer Versammlungsort der Beduinen, interessierte ihn noch und er wollte es auf jeden Fall sehen.

Wirklich fand sich dort eine große Anzahl Nomaden versammelt, es war eben Regenzeit. Der Offizier ließ ein Schaf schlachten und tat sein möglichstes, um mit den Leuten in Verbindung zu treten. Diese aber benahmen sich zurückhaltend.

„Wie kommt es, daß du uns diesen Ungläubigen daher bringst, schämst du dich nicht, ihm als Führer zu dienen?“ sagten sie in ihrer Landessprache zu Abd-el-Ghafâr. „Aus euren Reden erkennt man, daß ihr roh, und noch mehr unwissend seid?“ erwiderte er ihnen. „Befiehlt denn der Koran nicht, daß man den Vorgesetzten achten muß?“

Abd-el-Ghafâr besaß ein schönes Kamel, das dem raublustigen Gesindel gewaltig in die Augen stach, sie wollten es auf jeden Fall durch Tausch erwerben; der Besitzer war jedoch nicht geneigt, das Tier zu veräußern. Der Offizier mahnte endlich zum Aufbruche. Rasch waren die Kamele gesattelt und die Expedition schickte sich an, jene bösgesinnten Leute zu verlassen. Diese aber kamen hinter ihnen her, je zwei auf einem Kamel, und kauerten sich, als die Expedition Halt machte, auf dem Boden nieder.

„Was ist denn mit den Leuten los? Geh hin und frage sie nach ihrem Begehren,“ jagte der Engländer zu seinem Führer.

„Wir wollen dein Kamel haben, denn es gehört uns,“ lautete ihre trotzigc Antwort.

„Gib es ihnen, und bei unserer Rückkehr nach Berber zahle ich dir den Wert des Tieres,“ meinte der Offizier.

„Damit bessert sich unsere Lage nicht,“ erwiderte Abd-el-Ghafar. „Sehen die Beduinen, daß wir ihnen so leicht das Kamel abtreten, dann erkennen sie unsere schwache Seite, nämlich, daß wir Furcht vor ihnen haben, holen uns wiederum ein und er-

leichtern uns vielleicht sämtlicher Habseligkeiten.“

Der Offizier mußte für den Augenblick nicht, zu was er sich entschließen sollte. „Ich bin ja nur auf Refognoszierung geschickt worden, nicht etwa um mich mit den Nomaden in Streitigkeiten einzulassen,“ jagte er zu seinem Führer. Letzterer aber hatte sich bereits einen Plan ausgedacht. Mit dem Gewehr in der Hand schritt er auf das Gesindel zu.

(Schluß folgt.)

Welchen Nutzen die Schilluk aus der Viehzucht ziehen.

Von P. Jidor Stang F. S. C.

Wie bei uns in Europa jeder Viehzüchter sein Hauptaugenmerk darauf richtet, möglichst großen Nutzen aus seiner Viehzucht zu ziehen, so ist auch hierzulande das Sinnen und Trachten eines jeden echten Schilluks auf das gleiche Ziel gerichtet, mit dem einzigen, aber wesentlichen Unterschiede, daß die Bemühungen unserer heimischen Viehzüchter meistens von Erfolg begleitet sind, wenn man von einigen Unglücksfällen absieht, während man das bei den langbeinigen Söhnen des Nyfang nicht behaupten kann, da einen sonst die Tatsachen Lügen strafen würden. Der Weg, den beide einschlagen, ist eben grundverschieden. Der Schilluk möchte eben zwei Fliegen mit einem Schlage töten, und so gehen ihm meistens beide durch, d. h. er will möglich viel Milch von seinen Kühen haben und außerdem auch alle Kälber großziehen. Das mag bei uns in Europa noch angehen, aber hier im Schilluklande, wo infolge des schlechten Futters die Kühe kaum die Hälfte soviel Milch geben, gereicht dieses Vorgehen der gesamten Viehzucht zum größten Schaden.

Wie schon hinlänglich bekannt, muß jeder Schillukjüngling seine bessere Hälfte durch Entrichtung von Vieh gleichsam kaufen, und zwar besteht der Kaufpreis gewöhnlich aus sechs bis acht Kühen und zwei bis vier Stieren. Kann er diesen Kaufschilling aufbringen, so ist er bald am Ziele seiner Wünsche und kann freudig und ohne viele Hindernisse in den Hafen der Ehe einlaufen. Hat er aber kein Vieh, so ist er ein armer Hascher, und wenn er nicht fleißig arbeitet oder sich im nahen Ruer- und Dinkalande für einige Körbe Korn einiges Vieh verschafft, so wird es wohl noch viele Jahre dauern, bis er eine Familie gründen kann; meistens muß ein solcher zeit lebens ehelos bleiben. Es ist daher leicht einzusehen, wie dieses Volk darnach sinnt und trachtet, die Anzahl ihrer Tiere recht schnell zu vermehren.

Von einer praktischen Viehzucht kann natürlich hier gar nicht einmal die Rede sein. Alles, was da lebt und leben kann, wird leben gelassen, ob es fehlerlos oder mit Fehlern behaftet ist, krank oder auch für die Aufzucht ganz und gar untaug-

lich ist, wenn es nur einstweilen weiterlebt. Welch großer Schaden der gesamten Viehzucht daraus erwächst, davon hat natürlich keiner der schlauen Söhne Nykangs eine Ahnung. Die Kälber werden meistens mehr als ein halbes Jahr bei der Mutter

nicht auf; denn in den meisten Fällen glauben sie steif und fest, daß das arme Tier von einem ihrer zahlreichen Feinde verhezt worden und deshalb so schnell eingegangen sei.

Sie von der wahren Ursache überzeugen zu wollen, ist bei den älteren Leuten einfach unmöglich; so fest hängen sie an ihrer Meinung; bei den Jüngeren hat man meistens mehr Glück und kann manche durch klare und packende Beweisführungen von ihrer Ansicht, die sie von ihren Vätern ererbt haben, abbringen.

Einstens wollten wir ein schwächliches Kalb, das wegen seines schwachen Körperbaues zur Aufzucht ganz und gar untauglich war, schlachten lassen, doch da kamen wir bei unseren Schilluk schön an. Mit aller ihnen zu Gebote stehenden Beredsamkeit stürmten sie besonders in mich ein, um uns von unserem Vorhaben abzubringen; alle möglichen und unmöglichen Unglücksfälle wurden uns und besonders unserem Viehstande prophezeit. Alle meine vorgebrachten Gegenvorstellungen halfen nichts; unter allen an-



Der Millionär auf Reifen.

(Phot. P. Born.)

gelassen. Da aber nebenbei der gute Schilluk auch seinen Teil an Milch haben will, so müssen die meisten Kälber sich mit gar wenig Milch zufrieden geben und bleiben so schwächlich, struppig und kränklich; kommt dann noch eine kleine Krankheit, wie Erkältung u. dgl., dazu, so gehen sie oft rasch ein, und der gute Schilluk hat den Schaden und das Nachsehen. Aber auch dann gehen diesen Leuten die Augen noch

wesenden Schilluk fand sich keiner, der das Tier getötet hätte. Zwei unserer Katechumenen nahmen mich dann bei Seite und redeten mir ernstlich zu, doch von meinem Unterfangen abzustehen. Da die Kühe im Lande des Nykang etwas Heiliges seien, den Schilluk so großen Nutzen gewährten und gewissermaßen alle Familien gründen helfen, würde es keiner von ihren Landsleuten wagen, ein Kalb so ohneweiters zu töten. Wenn ein

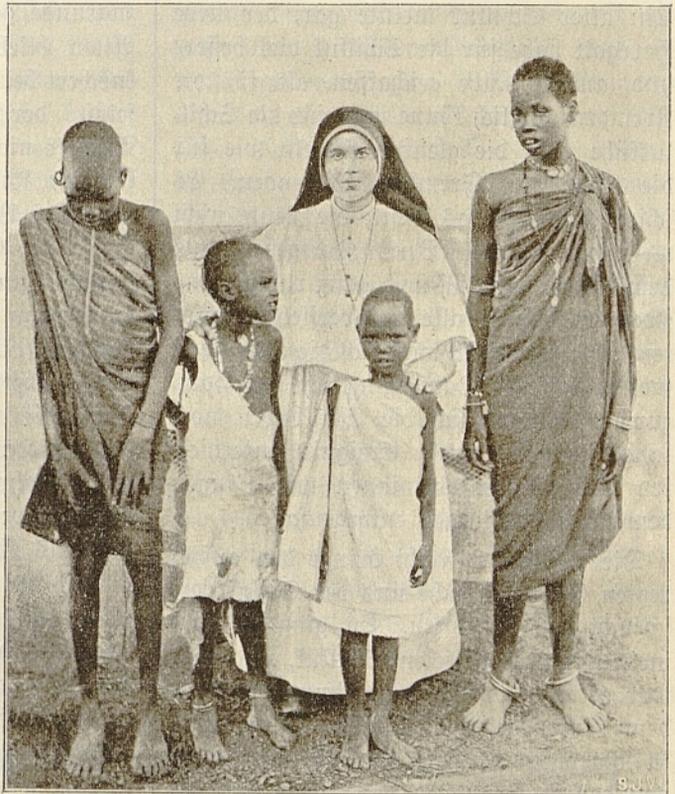
solches Tier krank sei, warte man geduldig ab, bis es von selbst zugrunde gehe. Überdies sei man der festen Überzeugung, daß das Muttertier sich dann nicht mehr melken lasse und auch zugrunde gehe. Jeder Schilluk, der bei der Tötung eines solchen jungen Tieres mithelfe, werde verhext und seinen Viehstand treffe meistens großes Unglück.

Ich war über diese Mitteilungen meiner Katechumenen nicht wenig erstaunt und beschloß, in Gegenwart der Schilluk das Tier selbst zu schlachten, um sie gründlich von ihrem Aberglauben zu befreien. Diesen Entschluß führte ich auch allsogleich aus und konnte mich dabei eines leichten Lachens über die furchtsamen und mitleidigen Blicke, die mir die guten Schilluk zuwarfen, nicht erwehren.

Man konnte es den guten Leuten vom Gesichte ablesen, wie sie für mein Heil fürchteten und mich bereits für ganz oder wenigstens halb verhext hielten. Kaum war das arme Tier verendet und das Blut ausgeflossen, so war es aus mit ihrer Furcht und alle griffen fest zu, um dasselbe abzuziehen, auszuweiden und die Eingeweide am Feuer zu braten und zu verspeisen. Auf mein Befremden hin teilten sie mir mit, daß, nachdem das Tier tot sei, keine Gefahr des Verhexens mehr vorhanden sei und sie deshalb ganz gut das Kalb abziehen und zerlegen könnten. Da meine guten Leute während des Tages nicht die geringste Spur von Hexerei an mir wahrnahmen, wurden sie still, und die

flügsten unter ihnen zweifelten bereits gewaltig an ihrem dummen Aberglauben.

Aber wehe, am Abend ließ sich die Mutter des getöteten Kalbes nicht mehr melken und schlug mit den Füßen und sogar mit dem Schwanz ganz toll um sich. Also der



Eine Millionsidwetter aus Iul mit ihren Schülgenen.

(Phot. P. Born.)

Beweis ist erbracht; das Hexenwerk hat begonnen. Alles läuft und rennt, um mir die tolle Kunde zu überbringen. Ich gehe natürlich mit den Leuten sofort in den Stall, um mir das scheinbare Hexenwerk anzuschauen. Doch was entdeckte ich da: am Guter der Kuh hängen zwei große Becken, und dasselbe ist deshalb geschwollen; außerdem hat natürlich die Kuh ihr Kalb noch nicht vergessen und läßt sich des-

halb einfach nicht melken. Ich teile den guten Schilluk meine Meinung mit, doch alle sind zu sehr mit Hexereien beschäftigt, um auf meine Worte hören zu können. Einer erzählt noch grausigere Beispiele und Erlebnisse als der andere, so daß es scheint, sie wollten sich hierin überbieten. Ein alter Schilluk meinte gar, der liebe Herrgott habe für die Schilluk viel bessere und andere Kühe erschaffen als für die Fremden, folglich könne man für die Schillukkühe nicht die gleichen Regeln wie für die Kühe der Fremden anwenden. Es schien mir also das Beste, die Leute nicht weiter zu stören. Beim Fortgehen aus dem Stalle sagte ich noch ganz ruhig, und zwar so, daß es alle gut verstehen konnten: „Morgen früh wird sich die Kuh schon melken lassen“. Dann ging ich ins Haus zurück, während sich die Stallbuben noch lange über das große Ereignis unterhielten und manche von ihnen mit Bangen dem nächsten Morgen entgegenzogen.

Die Stille der Nacht bringt den aufgeregten Geistern Ruhe und der Schlaf verschleucht alle Gedanken. So ging es auch meinen abergläubischen Schilluk, und bald war es still vor meinem Zimmer und in dem verzauberten Viehstalle. Alles ruhte in Morpheus Armen; auch ich war müde von den Aufregungen des Tages und begab mich baldigst zur Ruhe.

Am anderen Morgen, als ich gerade aus der Kirche kam und bereits gar nicht mehr an das gestern Vorgefallene dachte, wurde ich dringend in den Viehstall gerufen und sah zu meiner Freude, wie sich die als verhext verschriene Kuh ganz ruhig wie ein Lämmchen melken ließ. Alle Schilluk vom gestrigen Tage wurden herbeigerufen und schauten sich still und staunend das Hexenwunder an.

Der Erfolg war unausbleiblich, jedoch nur bei den Jünglingen, welche fast alle

die Torheit ihres Aberglaubens einsehen; die Alten aber sagten einfach, die Hexerei hätte nicht wirken können, weil ich ein Mann aus fremdem Lande sei und die Kuh mir gehöre; hätte die Kuh einem Schilluk gehört, so fuhren sie in ihrer uralten Logik fort, so hätte sie ohneweiters zugrunde gehen müssen. Also die guten Alten blieben einfach verstockt und verknöchert bei ihrem Aberglauben und nichts, selbst der Nürnberger Jagenumwobene Trichter nicht, wäre imstande, diesen hartköpfigen Käuzen ein wenn auch nur kleines Maß Verstand einzutrickern. Die Urgroßväter, Großväter und Väter haben so geglaubt und gesagt, also muß es gewiß so sein, wenn sie auch das Gegenteil davon handgreiflich sehen. Durch ihre Voreingenommenheit gegen jedes Fremde und Neue stoßen sie alles, ohne auch nur darüber einen Gedanken zu verlieren oder es auf seine Wahrheit oder seinen praktischen Wert zu prüfen, alsogleich von sich, gleichsam, als ob es der Leibhaftige wäre.

Doch die Jugend macht es meistens nicht so, sie läßt sich durch praktische Beispiele nach und nach vom Aberglauben abbringen, und das zum Ärger der Alten, welche in ihrem Hexenglauben oft so weit gehen, daß sie meinen, ihre Söhne seien von uns verhext worden und würden nur deshalb unsere Partei ergreifen. Ist ein Schillukjüngling einmal von dem grassen Unsinn, den die Hexenmeister und Zauberer treiben, überzeugt, so dauert es gar nicht lange, bis er unsere heilige Religion annimmt und auch tapfer verteidigt.

Als vor mehr als vier Jahren hier im Lande die Rinderpest ausbrach, da bot ich alle meine Beredsamkeit auf, den mir befreundeten Schilluk klarzumachen, die frankten Tiere von den gesunden zu trennen, um letztere vor Ansteckung zu bewahren. Doch hatten meine Ermahnungen fast

gar keine Wirkung. Infolge ihres Aberglaubens wollten sie meinen Worten einfach kein Gehör schenken. Sie behaupteten in ihrem Fatalismus, dasjenige Vieh, das sterben müsse, sei schon von Gott bestimmt, und dagegen könne man einfach nichts machen. Ja, gegen Unglaube, Aberglaube und Dummheit kämpfen die Götter vergebens. Mehr als ein Drittel alles Groß- und Kleinviehs ging so zugrunde, und mancher Schillukjüngling vergoß bittere Tränen über den Untergang seines besten Viehes. Gott sei Dank ist jetzt diese Viehseuche vorüber und die Schilluk atmen wieder frei auf.

Neben dem Aberglauben der Schilluk trägt wohl die schlechte und verdorbene Viehrasse die größte Schuld, daß bei dieser Seuche so viel Vieh zugrunde gehen konnte. Gerade in diesen tropischen afrikanischen Ländern, wo besonders zur Regenzeit Regen, Sturm und Sonnenschein in bunter Mannigfaltigkeit, meistens ungeahnt schnell und mit großer Heftigkeit, hereinbrechen und sich auswechseln, da ist ein Viehstand nötig, der nicht durch zu große

Ausnützung ausgemergelt und deshalb schwach gebaut und krankhaft geworden, sondern lebenskräftig, kerngesund und widerstandsfähig ist und das Klima gut ertragen kann.

Der Viehstand ist das Vermögen der Schilluk. Das Getreide, das im Lande angebaut wird, wird meistens ganz für die zahlreichen Familien verbraucht, und es bleibt nur wenig zum Verkaufe übrig, ja oft reicht es nicht einmal fürs ganze Jahr aus. Selten sind die Jahre, wo das Korn im Lande recht gut gedeiht und wo dann der Schilluk ziemlich viel Korn verkaufen kann. Der Schilluk lebt ja sehr einfach, aber wenn er keine Milch hat und keine Butter, so ist ihm mit seinem Korn auch nicht viel geholfen. Fleisch und Fische gibt es selten, und da bilden Milch, Butter und Korn (Mehl) die Hauptnahrungsmittel im Lande. Erstere geben seinen Speisen Gehalt, Nährkraft und Würze. Und erst für die Kranken: wenn da keine Milch vorhanden ist, so können sie die schweren Mehlspeisen nicht verdauen, sicken dahin und sinken rasch ins Grab. (Schluß folgt.)

Der erste Versuch der Missionierung der Schilluk-Neger.*)

Im Jahre 1862 wurde die Leitung der Mission von Zentralafrika dem Franziskanerorden übergeben, und Leiter oder Provinzial der Mission wurde der bereits seit einigen Jahren neben den Weltpriestermissionären wirkende Franziskaner-

*) Heute, da das Christentum bei den Schilluk aufzublühen beginnt, mag diese Erzählung des ersten Versuches daselbst im letzten Jahrhundert unsere Leser und Wohlthäter interessieren. Der Verfasser stellte sich bei der letzten Anwesenheit unseres apostolischen Vikars in Europa demselben vor und überbandte ihm dann später einen eingehenden Bericht.

missionär Pater Johannes Reithaler. Angesichts dieser neuen Verhältnisse sah sich der hochwürdige Pater Provinzial veranlaßt, eine Reise nach Europa zu machen, um weitere Liebesgaben zu sammeln, wie auch, um neue Missionsmitglieder zu gewinnen.

Er bereiste zu diesem Zwecke Italien und einige Kronländer Osterreichs und gelangte auch nach Bozen in Tirol, meinem damaligen Aufenthaltsorte. Als ich von der Anwesenheit dieses hohen Missionärs erfuhr, war es mein erstes, mich ihm vor-

zustellen. Nachdem meine Legitimation vom hochw. Pater Provikar in jeder Hinsicht als genügend befunden worden war, gab er mir das Versprechen, mich für diese Mission anzunehmen und zugleich die Weisung, bis Anfang Oktober mit den übrigen Missionsmitgliedern in Triest als Sammelort einzutreffen. Wir kamen in Triest in der Zahl von 36, im besten Lebensjahre stehenden Personen verschiedener Nationalität zusammen und wurden vom hochw. Pater Provikar daselbst einem hohen Gönner und Freunde der Mission, Ritter von Napoli, vorgestellt und sehr freundlich empfangen.

Selbstverständlich benützten wir den kurzen Aufenthalt in Triest, um das Sehenswerteste dieser Stadt in Augenschein zu nehmen. Nachdem wir hier von Europa Abschied genommen, begaben wir uns vertrauensvoll an Bord des Lloyd-Dampfers „Neptun“, welcher bestimmt war, uns auf den Fluten des Adriatischen und Mitteländischen Meeres nach dem fernen Afrika zu bringen. Das Wetter war sehr günstig, und so liefen wir nach kaum zweitägiger Fahrt in den Hafen von Korfu ein. Hier nahm unser Dampfer einen zweistündigen Aufenthalt; dadurch ward uns Gelegenheit geboten, Stadt und Insel Korfu in allerdings flüchtiger Weise zu besichtigen. Nach weiteren drei Tagen kamen wir nach Alexandrien, der wichtigsten Seehandelsstadt Ägyptens. Nachdem wir gelandet, begaben wir uns auf gezäumten Maultieren nach der Stadt und dem großen Franziskanerkloster.

Im genannten Kloster verweilten wir einige Tage und wurden sehr gastlich gepflegt; hier hatten wir Gelegenheit, das Sehenswerteste von Alexandrien zu besichtigen. Von altgeschichtlichen Denkmälern konnten wir zwar nur mehr die Pompejusssäule und die sogenannten Nadeln der

Kleopatra, zwei Obelisken, zu Gesicht bekommen; auch hatten wir hinlänglich Zeit, außer der geräumigen Klosterkirche noch mehrere andere christliche Kirchen zu besuchen. Alexandrien dürfte damals etwa den sechsten Teil der Einwohner des heutigen gehabt haben.

Hochw. Pater Provikar benutzte die Gelegenheit, noch mehrere Einkäufe notwendiger Artikel für die Mission abzuschließen. So vergingen uns die Tage unseres Aufenthaltes sehr schnell, u. n. r. die Nächte wurden uns lang durch die noch ungewohnte Hitze und die Schwärme von Moskitos. Nachdem wir in der Franziskanerkirche den Segen für unsere Mission erbeten, lenkten wir unsere Schritte nach dem Bahnhofs und setzten die Weiterfahrt nach Kairo fort.

Von ein paar Mitgliedern des dortigen Franziskanerklosters empfangen, wurden wir in die Stadt zu einem größeren leerstehenden Hause als Unterkunft für den ungefähr fünftägigen Aufenthalt geleitet. Die Verpflegung hatten wir im Franziskanerkloster. Hatte uns Alexandrien schon viel geboten, so war dies in der Residenz der Vizekönige ungleich mehr der Fall. Es würde zu weit führen, alle beim ersten Besuche fremdartigen Eindrücke zu schildern.

Um von Kairo nach Mittel- und Oberägypten reisen zu können, bildete der Nilstrom nach den damaligen Verhältnissen die einzige Verkehrsader. Es sah sich daher unser hochw. Missionsvorstand veranlaßt, für sein Missionspersonal und deren Reiseeffekten fünf Passagier-Segelschiffe auf dem Nil zu mieten. Nachdem unser gesamtes Reisegepäck auf diese Schiffe gebracht worden war, begaben auch wir uns an Bord.

Wir wurden in drei Abteilungen eingeteilt, und zwar ein Schiff für die Mis-

sionsgenossen von Neapel, ein zweites für die vom Venezianischen und Südtirol, die übrigen drei Schiffe dienten uns Deutschen und den deutschen Ordensgenossen mit dem hochw. Vater Provikar und hochw. Vater Fabian Pfeifer an der Spitze.

Die Fahrt auf dem Nilflusse mit den am Nilufer gelegenen Ortschaften und seinen Dampf- und zahlreichen Segelschiffen bildete für uns den interessantesten Teil der ganzen Reise. Nachdem wir einige der wichtigsten Ortschaften Mittel- und Oberägyptens flüchtig berührt hatten, gelangten wir nach ungefähr dreiwöchiger Fahrt wohlbehalten zu dem kleinen Städtchen Assuan. Das gesamte Personal mußte hier die Schiffe verlassen, welche dann über den ersten Nikatarakt fuhren und bei der Missionsstation Schellal, der Insel Philä gegenüber, anlegten, während wir auf dem Landwege auf Maultieren der eine Stunde entfernten Missionsstation zuritten.

Hier wurden wir von zwei Weltpriestermissionären italienischer Abkunft, die auch gut deutsch sprachen, nebst dem weltlichen Missionsdiener Josef Sonnweber und zwölf bis vierzehn Missionszöglingen (Negerknaben, welche auf dem Sklavenmarkte in Khartoum losgekauft und von den Missionären getauft und herangebildet wurden) empfangen. Das Stationsgebäude stellte sich als ein regelmäßiger, mittelgroßer Hochparterrebau dar mit angrenzendem Hofraum und Hintergebäude; neben dem Gebäude war ein größerer Garten und ein kleinerer, umfriedeter Raum als allfällige Begräbnisstätte.

Der Gründer dieser Niederlassung war der ehemalige hochw. Provikar Matthäus Kirchner, welcher dieselbe eigentlich als Erholungsstation für Missionäre, welche im Innern von Afrika erkrankten und der Erholung bedürftig waren, errichtet hatte. Hier verweilten wir wieder einige Tage,

um uns von der letzten Nilreise einige Erholung zu gönnen.

In der zwar nicht großen, aber schönen Missionskapelle hatten wir Gelegenheit, unsere religiösen Obliegenheiten zu erfüllen. Nachdem wir die Ruinen von Philä besichtigt hatten, nahte auch die Zeit der Abreise nach Korosko, dem eigentlichen Ausgangspunkt für die Reise durch die nubische Wüste.

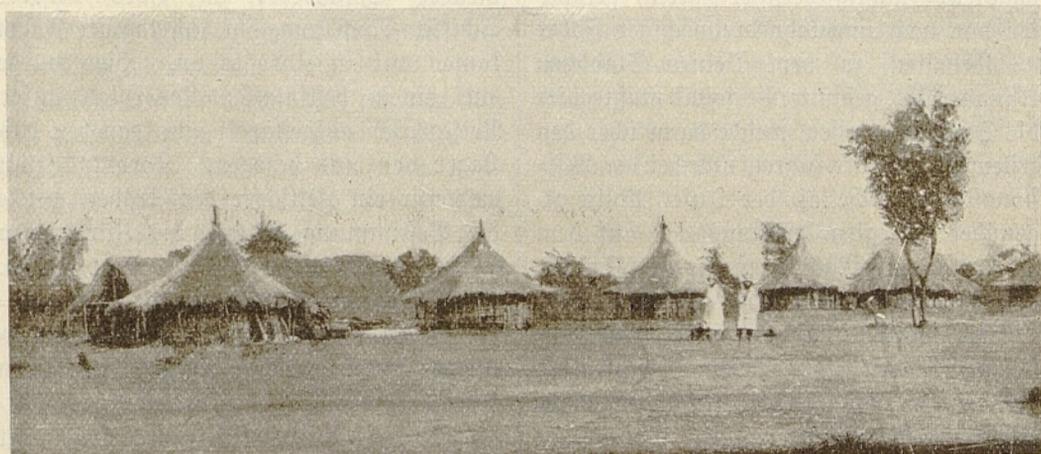
Abermals gingen wir unter Mitnahme vorgenannter Böglinge und des Missionsdieners Sonnweber an Bord unserer Schiffe. Nach ungefähr sechstägiger Fahrt kamen wir in Korosko an. Hier wurde auf einem bestimmten Lagerplatz unser Reisegepäck aufgestapelt und daneben das Lager von uns bezogen. Korosko selbst war nur ein Zeltlager der Araber, welche die Bestimmung hatten, die Karawanen zu begleiten. Hier mußte unser hochw. Herr Provikar mit einem Karawanenführer wegen der Weiterreise in Unterhandlungen treten, welcher Aufgabe er sich in befriedigender Weise entledigte; es wurden für diese Reise, welche im Durchschnitt 14 Tage in Anspruch nahm, 102 Kamele zur Beförderung des Personals und der Reiseeffekten in Bereitschaft gestellt. Am Morgen des vierten Tages nach unserer Ankunft in Korosko war die Stunde für den Beginn der Wüstenreise herangekommen. Nach vier Tagen kamen wir am Lagerplatz Murat an, wo sich einige Wassergruben befinden, welche aber nur als Tränke für die Kamele dienten. Von hier ging die Reise in abermals vier Tagen durch unabsehbare Flächen heißen Wüstenlandes nach Abu Hamed.

Der Ritt auf den Kamelen dauerte täglich von der frühesten Morgenstunde bis 2 Uhr nachmittags und von 4 Uhr oft bis 10 Uhr abends; wir hatten also nur zwei Stunden Rast, um in der Zwischenzeit

unser Mittagssmahl einnehmen zu können, das aus Datteln, Zwieback, Wein oder Likör und schwarzem Kaffee bestand; ähnliches diente auch für das Frühstück und die Abendmahlzeit.

In Abu Hamed nahmen wir einen zweitägigen Aufenthalt, teils um etwas auszurufen, teils um das Wasser für die Reisegesellschaft aufzunehmen und die Kammele am Nil zur Tränke zu bringen. Hier hatten wir auf der ganzen Reise von Schellal her die erste Gelegenheit, Fleisch zu ge-

fähr 25.000 Arabern, Türken und Negern, nebst dem wenig zahlreichen Personal der europäischen Kolonie bewohnt gewesen sein. Die Missionsstation hatte aus Mangel an Missionären zeitweilig aufgegeben werden müssen und das Missionsgebäude war der Obhut des k. k. österreichischen Konsulates übergeben worden. Nur zu bald sollte sich der Ruf, daß Khartoum das Grab der Europäer sei, auch für unsere Missionsgesellschaft bewahrheiten, indem uns der Tod nach kaum achttägi-



Die neue Station bei den Niam-Niam, Mupoï (rechter Flügel).

nießen, indem von den Bewohnern ein paar Hammel gekauft werden konnten.

Neugestärkt setzten wir unsere Reise fort und gelangten ohne nennenswerte Zwischenfälle binnen acht Tagen nach Berber, wo zur Fahrt nach Khartoum die nötigen Schiffe gemietet wurden. Nach einer weiteren Nilfahrt von acht Tagen erreichten wir endlich Khartoum, den Hauptsitz der ganzen Mission und zugleich den wichtigsten Handelsplatz am Zusammenflusse des Weißen und Blauen Nils.

Khartoum, schon damals der Sitz eines Generalgouverneurs, einiger Konsulate und einer Militärstation, dürfte von unge-

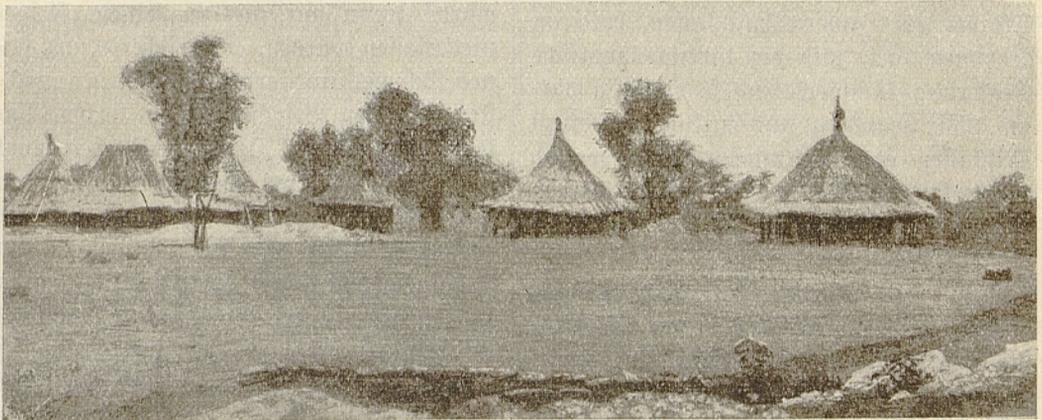
gem Aufenthalt den Ordensbruder Pietro von Neapel entriß; ihm folgte nach weiteren fünf Tagen Bruder Rochus von Tirol; beide erlagen dem türkischen Fieber. Auch die übrigen Personen litten an Unpäßlichkeiten.

Das Missionsgebäude, welches wir bezogen, war ein langer Parterrebau, bestehend aus zwei Flügeln mit hohen und geräumigen Lokalen. Die Kirche bestand aus einem größeren Saalbau; hier konnten wir nach langer Zeit wiederum den regelmäßigen Gottesdienst eröffnen, an welchem an Sonntagen auch das katholische Personal der europäischen Kolonie

teilnahm. Während unseres Aufenthaltes in Khartoum wurden sechzehn Negerknaben und fünf Negermädchen in die Mission aufgenommen, darunter auch ein Schillukmädchen; ferner wurde ein Eingeborener, welcher die Sprache der Schilluk- und Dinka-Neger kannte und mit deren Verhältnissen vertraut war, als Dolmetsch für die bevorstehende Reise angeworben. Der hochw. Vater Provikar beabsichtigte, das genannte Mädchen den Schilluk zurückzugeben, um möglicherweise mit diesen in Verkehr zu gelangen.

wir Deutsche und die Missionäre von Neuzien hatten nach dem Wunsche des hochwürdigen Vaters Provikar die Reise anzutreten.

Nachdem wir uns von den zurückbleibenden Missionären und anderen Personen verabschiedet hatten, setzten wir uns auf unseren Schiffen nilaufwärts in Bewegung, um Khartoum, wie wir hofften, nicht so bald wiederzusehen. Während der ersten Tage der Fahrt starb der schon in Khartoum erkrankte weltliche Missionsgenosse Franz Surančik von Krain. Hier



Die neue Station bei den Niam-Niam, Mupoj (linker Flügel).

Nachdem wir den großen Missionsgarten in besseren Stand gesetzt, andere Arbeiten verrichtet und uns in der Krankenpflege beschäftigt hatten, kündigte uns unser hochw. Herr Missionsvorstand die Weiterreise nach der Missionsstation Heilig Kreuz bei den Ritsch-Negern am Bergstrom (Oberer Weißer Nil), wo sich nur ein Missionär befand, an.

Bereits waren vier Schiffe gemietet worden. Um Khartoum nicht ganz von Missionären zu entblößen, wurden die Missionsgenossen von Neapel mit dem hochw. Vater Maria Theresia bestimmt, in der Missionsstation zu verbleiben; nur

kamen wir das erstemal in die traurige Lage, einen liebwerten Dahingeshiedenen am Nilufer unter einem Baume ohne Sarg, für den es an allem Notwendigen fehlte, zu bestatten. Nachdem die Einsegnung der Leiche vollzogen, die Gebete verrichtet und ein Kreuz auf dem Grabhügel eingesenkt worden war, setzten wir unsere Reise fort, tief ergriffen über diese Art der Bestattung.

Jeder Tag brachte uns Abwechslung; besonders fesselte uns die mannigfaltige Tierwelt. Wir sahen Scharen fremder Vögel, verfolgten das Spiel der Affen in den Wäldern und erblickten häufig Krok-

dile, die sich, im heißen Sande liegend, sonnten. Als Kuriosum begegnete uns der tote Körper eines Elefanten, der an un-
 jeren Schiffen vorbeitrieb.

Als wir mehrere Tage später an den Wohnsitz der Dinka-Neger und Baggara-Araber vorbeifuhren, wurden wir von den Schiffen aus Zeugen, wie sich bei ersteren ein Raubzug auf Menschen und Tiere vollzog. Wenn auch mit Ende der fünfziger Jahre die öffentlichen Sklavemärkte in Khartoum, hauptsächlich durch den Einfluß Englands, verboten worden waren, so blühte doch der Handel mit Sklaven im Innern bald offen, bald im geheimen fort, und die türkisch-ägyptische Regierung kümmerte sich sehr wenig darum. Wir wandten uns mit begreiflichem Mißfallen von der erwähnten Szene ab und gelangten bald darauf in das Gebiet der im Rufe grausamer Wilden stehenden Schilluk-Neger.

Hier galt es, den Entschluß unseres hochw. Paters Provikars, jenes Schillukmädchen, welches den Schilluk bei einem feindlichen Einfalle geraubt worden und als Sklavin nach Khartoum gekommen war, zurückzugeben. Nachdem unser Dolmetsch von dem Mädchen dessen früheren Aufenthaltsort erforscht hatte, landeten unsere Schiffe an einer geeigneten Stelle in der bezeichneten Gegend. Niemals wohl mochte ein Europäer hier abgestiegen sein, und wir hatten Grund, auf der Hut zu sein. Nach gepflogener Beratung schickte unser hochw. Provikar den Dolmetsch nach dem im Innern gelegenen Dorfe ab, um den Schilluk unsere Ankunft und den Zweck derselben mitzuteilen.

Nach Verlauf von nahezu drei Stunden kehrte der Dolmetsch mit etwa dreißig Schilluk, die ohne Waffen waren, zurück; der letztere Umstand war ein Zeichen friedlicher Haltung. Alle waren durchweg hohe,

kräftige Gestalten, jedoch vom Kopfe bis zum Fuße ohne jede Kleidung. Während sie in angemessenem Abstand am Ufer verblieben, ging unser Dolmetsch zu unserem hochw. Provikar aufs Schiff, um ihm über seinen Empfang bei dem Häuptling zu berichten. Der Häuptling und alle um ihn Versammelten waren angenehm überrascht gewesen, zu vernehmen, daß weiße Männer in ihrem Gebiet gelandet seien, um ihnen ein von einem anderen Stamme geraubtes Mädchen zurückzugeben. Er ließ uns durch den Dolmetsch zugleich mitteilen, daß es ihn mit den übrigen Schilluk freuen würde, wenn wir uns in seinem Gebiet niederlassen würden, er versicherte uns seines Schutzes und erbat sich für den nächsten Tag den Besuch unserer hochw. Paters Provikars. Hinlänglich befriedigt über die uns vom Häuptling und den Schilluk gestellten Anträge begab sich der hochw. Provikar mit dem Dolmetsch, dem Schillukmädchen und einigen Missionären zu den am Nilufer verharrenden Schilluk. Er besprach sich mit Hilfe des Dolmetsch längere Zeit mit ihnen, übergab ihnen das Mädchen und ließ mehrere Kleidungsstücke unter sie austheilen, welche sie halb befremdend annahmen und dann kehrten sie in ihr Dorf zurück. Noch an demselben Tage wurde uns aus dem Dorfe ein schönes Kind zum Geschenk geschickt.

Die so im Entstehen begriffene Niederlassung bei den Schilluk hatte eine größere Änderung in unserem Reiseprogramm nach St. Kreuz zur Folge, so daß nur mehr die italienischen Missionäre dorthin abge-
 sandt wurden, welche nach einiger Zeit auch wohlbehalten dort ankamen. Der dortige Missionär, Franz Morlang, war nicht nur bei den Ritschnegern, sondern auch bei den Bari tätig gewesen. Er blieb noch mehrere Monate in der Missionsstation St. Kreuz, um die neuangekommenen Missionäre in

die Verhältnisse einzuführen, und kehrte dann nach Europa und Brizen zurück. In letzterer Stadt wirkte er noch einige Zeit an der Stadtpfarrkirche, um hernach als Missionär nach Südamerika abzureisen.

Um persönlich den Verkehr mit dem Häuptling und den Schilluk einzuleiten und der Einladung zum Besuche zu entsprechen, verfügte sich der hochw. Pater Provikar am zweiten Tage unserer Ankunft mit dem Dolmetsch nach dem Wohnsitz des Häuptlings, wo er freundlich empfangen wurde. Er erbat sich von den Schilluk den Platz, wo wir gelandet waren, zur Ansiedelung, was bereitwillig zugestanden wurde.

Nun galt es, den ausgewählten Platz in geeigneten Stand zu setzen und den Boden von den wilden Pflanzen und Sträuchern zu reinigen, was eine sehr anstrengende und zeitraubende Arbeit war. Wir waren dabei ganz auf uns selbst angewiesen, denn von den Schilluk, die sich tagsüber zu Dutzenden als müßige Zuschauer in unserem Lager aufhielten und uns stundenlang bei unserem Tun und Treiben beobachteten, rührte keiner einen Finger zu unserer Hilfeleistung. Nur zur Errichtung von Wohnhütten stellte uns der Häuptling eine Anzahl seiner Leute zur Verfügung; doch mußte diese Arbeit durch Abgabe namhafter Geschenke belohnt werden. Unser hochwürdiger Provikar begab sich noch einmal zum Häuptling, um ihm für die Hilfeleistung der Schilluk beim Hüttenbau zu danken und ihm mehrere Gaben zu überreichen; es war dies sein letzter Besuch. Unsere Bewegungsfreiheit bei den Schilluk war auf den Platz, den wir inne hatten, beschränkt, und wir hätten es nie wagen dürfen, denselben zu überschreiten. Die mißtrauische Haltung der Schilluk war keine Gewähr für unsere persönliche Sicherheit.

So vergingen uns die weiteren Tage ohne nennenswerte Abwechslung. Der Mangel an Sprachkenntnis ließ uns nicht zu einem näheren Verkehr mit den Schilluk kommen. Dazu kam die recht fühlbare, reservierte Haltung der Schilluk und ihres Häuptlings. Sehr befremdend wirkte es, daß der letztere nie zu einem Besuche in unserer Ansiedelung erschien. Immer mehr kamen wir zur Überzeugung, daß die Aussichten auf eine erfolgreiche Missionstätigkeit bei den Schilluk äußerst geringe seien. Ihre Zeit war noch nicht gekommen.

Niemand ahnte damals noch, wie kurz unser Aufenthalt bei den Schilluk sein sollte, als eines Tages eine Botschaft von dem Haupte der Baggara-Araber, welche nilabwärts als Nachbarn der Schilluk-Neger wohnten, bei uns eintraf. So unerwartet und befremdend diese mohammedanische Abordnung für uns war, so wurde sie doch vom hochw. Pater Provikar empfangen. Dieselbe brachte unserem Missionsvorstand die Einladung zu einer Besprechung mit dem Baggara-Häuptling an dessen Wohnsitz. Mit dem Versprechen, die Einladung anzunehmen, wurde die Botschaft entlassen. Da die Verhältnisse bei den Schilluk nicht mehr als erfreulich bezeichnet werden konnten, war es unserem hochw. Missionsvorstand umso leichter möglich, sich mit dem Häuptling der Baggara-Araber in Verbindung zu setzen.

So begab er sich denn nach einigen Tagen zu Mohammed Effendi, dem Häuptling der Baggara, und wurde von demselben mit großer Aufmerksamkeit empfangen. Dieser drückte im Verlaufe der Unterredung den besonderen Wunsch aus, auch in seinem Gebiet eine Niederlassung von Weißen zu haben, indem es für seinen Stamm nur vom Vorteil sein könnte, sich mehr Kultur zu eigen zu machen. Für den Fall, daß der hochw. Pater Provikar sei-

nen Antrag annehme, stehe ihm jeder Ort in seinem Gebiet für die Niederlassung offen, auch werde er uns zur Errichtung von Wohnungen seine Leute zur Verfügung stellen und uns einen hinlänglichen Viehstand zuweisen. Hochwürden Pater Provikar dankte dem Häuptling vorläufig und bat sich eine Bedenkzeit aus, wogegen

Schar Bewaffneter ans Land. Dieses Dampfboot war von Mohammed Effeni gesendet worden, um eine schnellere Fahrt zu ermöglichen und uns durch die Bewaffneten gegen die Schilluk zu schützen. Wir fürchteten anfangs sehr, daß es mit den Schilluk zu einem Zusammenstoß kommen werde, doch traten die Schilluk, obwohl sie



Unser Tischler (Br. Huber) mißt einen Baobab (Affenbrotbaum).

(Er hat $14\frac{1}{2}$ Meter im Umfang.)

(Phot. P. Zorn.)

Mohammed Effeni nichts einzutenden fand. Nach seiner Rückkehr zu uns beriet sich der hochw. Provikar mit den Missionären, welche einstimmig der Ansicht waren, daß es besser sei, uns von den Schilluk zurückzuziehen und bei den Baggara-Arabern niederzulassen.

Mohammed Effeni wurde von unserem Entschlusse verständigt. Zu unserer Überraschung legte bald darauf ein Dampfschiff bei unserem Plaze an und setzte eine

in größerer Anzahl erschienen waren, nicht aus ihrer Reserve heraus.

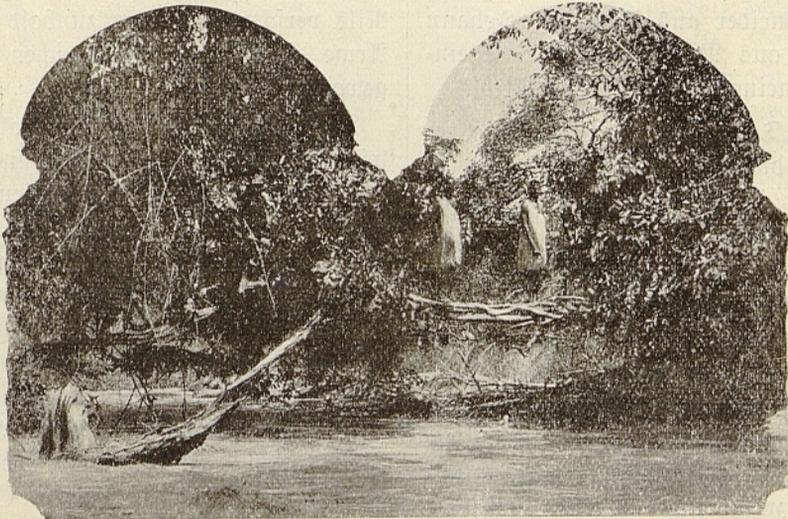
So konnten wir alle unsere Gerätschaften an Bord unserer Schiffe bringen; dann wurden dieselben mit Stricken hintereinander gebunden und an den Dampfer angehängt, und so gelangten wir schnell zu den Wohnsitzen der Baggara-Araber. Dort wurden unsere Schiffe vom Dampfer gelöst, der seine Fahrt nilabwärts fortsetzte und bald unseren Blicken entschwunden

war. Was die Schilluk über unsere Abreise ohne Abschied gedacht, wußten wir nicht; wir aber waren froh, daß alles so gut abgelaufen war.

Auf dem vom hochw. Vater Provikar ausgesuchten Platze mußte in ähnlicher Weise wie bei den Schilluk der Boden zubereitet werden; er wurde abgegrenzt und mit einem dichten Zaune von Dornen zum Schutze gegen die in diesem Gebiet sich

und zur Aufbewahrung von Lebensmitteln errichtet. Ferner stellte uns Mohammed Effendi eine Herde von ungefähr vierzig Kindern zur Verfügung. Auch hier hatten wir einen Todesfall zu verzeichnen; der Ordensbruder Guido aus Krain starb an Fieber.

Es gab hier giftige Schlangen; während der Nächte brachen häufig Hyänen und in einzelnen Fällen auch Löwen in die gro-



Eine originelle Brücke.

(Phot. P. Jörn.)

(Sie geht von einem Baume zum andern.)

zahlreich aufhaltenden Hyänen und anderer Raubtiere umgeben.

Unsere Niederlassung war ungefähr 400 Schritte vom Nilufer entfernt und lag auf mäßiger Höhe, von wo aus wir einen prächtigen Blick über den Nil in das am jenseitigen Ufer gelegene Land der Dinka-Neger hatten. Der Sitz des Häuptlings der Baggara befand sich in geringer Entfernung von uns. Mohammed Effendi stellte uns eine Anzahl seiner Leute zur Errichtung von Wohnungen zur Verfügung. In kurzer Zeit standen 20 Hütten in zwei Reihen da, ein größerer Bau wurde in der Mitte des Platzes für eine kleine Kirche

für Viehherden ein und konnten nur durch Anzünden großer Feuer und durch Geschosse verscheucht werden.

Nach längerem Aufenthalt bei den Baggara erkrankte zu unserem aufrichtigsten Bedauern unser hochw. Vater Provikar an Fieberscheinungen und wurde gleichzeitig von einem schmerzlichen Handübel befallen, welches ihn hinderte, die hl. Messe zu lesen. Da keine Besserung in seinem Befinden eintrat, fuhr er mit einem unserer Schiffe nach Khartoum, um sich dort in ärztliche Behandlung zu begeben. Aber auch dort sollte er die ersehnte Heilung nicht finden; er begab sich also nach Ver-

ber, wo er bald nach seiner Ankunft verschied. Mit dem Tode des hochw. Vaters Provikars verlor die Mission nicht nur ihr Oberhaupt, sondern den einzigen Missionär, der damals die arabische Sprache vollkommen beherrschte. Von Krankheiten waren bis zu unserer Rückreise nach Khartoum verschont geblieben: Hochw. Vater Fabian, der Ordensbruder Kosmas von Steiermark, die weltlichen Missionsgenossen Johann Piroth von Tirol, Franz Klein, Schneider aus Ungarn, Johann Zipfelmair aus Niederösterreich, Steinmeß, und meine Wenigkeit aus Tirol.

Mit dem Tode des hochw. Vaters Provikars ging die Leitung der Mission in die Hände des ältesten Missionärs, hochw. Vater Fabian Pfeifer, über.

Endlich kam die Regenzeit heran. Erst jetzt erkannten wir, wie schlecht und mangelhaft unsere Wohnungen, namentlich die Dächer derselben, hergestellt worden waren. Überall drang der Regen ein, durchnäßte Person und Sachen und bereitete großen Schaden. Zur Erneuerung der Dächer war es zu spät, und es wäre auch jeder Refurs an den Häuptling der Baggara in dieser peinlichen Lage sehr wahrscheinlich ganz nutzlos geblieben.

Um die Existenz der Missionsgesellschaft nicht nutzlos zu opfern und weitere Schädigungen zu verhüten, mußte für schnelle, sichere Unterkunft gesorgt werden, und so entschloß sich der hochw. Vater Fabian, sich mit den übrigen Missionsgenossen nach der Missionsstation Khartoum zurückzuziehen. Nachdem Mohammed Effendi über unsere Absicht und die Ursache derselben unterrichtet worden war, schieden wir mit Worten des Dankes für das uns bezeugte Wohlwollen und verließen den uns so lieb gewordenen Ort.

Noch bevor wir die Reise angetreten, erhielten wir die Nachricht, daß auch in der Missionsstation St. Kreuz der Tod seinen Einzug gehalten und den so beliebten Missionär Hochw. Vater Samuel dahingerafft hatte. Auch unsere Fahrt nach Khartoum war von einem tragischen Ereignis begleitet, indem der Ordensbruder Kosmas während der Nacht, da alles auf dem Schiffe der Ruhe pflegte, aus Versehen über Bord stürzte und in den Fluten des Nils verschwand; nur zu bald wird der Arme die Beute der zahlreichen Krokodile geworden sein.

Nach ungefähr achttägiger Fahrt kamen wir in Khartoum an. Nach unserer Ankunft wurde der Seelengottesdienst für unseren hochw. Vater Provikar und alle übrigen bisher verstorbenen Missionsmitglieder abgehalten. Aufgehört und unzufrieden entfernten sich fast alle Negerknaben, welche wir in Khartoum übernommen hatten und kehrten wieder in ihre früheren Verhältnisse zurück. Auch die in Khartoum zurückgebliebenen Missionäre von Neapel erfreuten sich nicht der besten Gesundheit und reisten deshalb vorläufig nach Schellal ab, um sich zu erholen. Ihnen schloß auch ich mich an, nachdem meine Militärstellungspflicht durch die k. k. österreichische Behörde dem k. k. österreichischen Generalkonsul mitgeteilt und von letzterem mir nach Khartoum bekanntgegeben worden war; jedoch gestattete man mir, noch einige Zeit in der Missionsstation Schellal zu verbleiben.

Wie es den Missionären in St. Kreuz bei den Kitshnegern ergangen, habe ich nicht erfahren können.

Bregenz, im Juni 1913.

Anton Schweighofer

ehem. Mitgl. d. Mission von Zentralafrika.

Ein Tiroler Missionär in Äquatorial-Afrika.

Dem Leben nach erzählt von Robert Tonolli.

(13. Fortsetzung.)

Friedrich wurde im Hause seines Katechumenen auf das freundlichste empfangen, alle Familienangehörigen erklärten sich gleich bereit, die Religion der Weißen annehmen zu wollen. Friedrich hatte die Genugtuung, sie als Katechumenen aufnehmen zu können.

Bevor er jedoch mit seiner Missionsarbeit beginnen konnte, mußte er dem König einen Besuch abstatten, um sich von ihm die Erlaubnis zu einer Missionsniederlassung zu erwirken. Doch lassen wir Friedrich selbst das Wort.

„... Zwei Tage nach meiner Ankunft entschloß ich mich, der schwarzen Majestät einen Besuch abzustatten. Gabriel sollte mir als Führer und Dolmetsch dienen. Die Hauptstadt des kleinen Reiches liegt ungefähr eine halbe Stunde von Vasco entfernt; wir legten den Weg in Begleitung einer großen Schar, die uns lärmend und schreiend bis zum königlichen Palaste begleitete, zurück. Der Palast bestand aus vier oder fünf Hütten, welche mit einem Bambuszaune umfriedet waren.

In den Hof geführt, ließ ich mich durch einen Sklaven anmelden. Da der Sklave die gelben, roten und blauen Stoffe sah, die ich mitgebracht hatte, um dem König ein Geschenk zu machen, machte er einige Bewegungen, die mir anzeigten, daß ich jedenfalls gnädig empfangen werden würde.

Inzwischen hatte mein Sektor, der seine Neugierde nicht so zu bezähmen wußte, wie ich, es unternommen, die königliche Residenz auf seine eigene Gefahr hin zu durchsuchen. Ich konnte mich eines Lachens

nicht enthalten, als er bellend aus dem Empfangssaal heraussprang und eine Herde Ziegen vor sich hertrieb, die nach allen Windrichtungen hin auseinanderliefen. Nach einigen Minuten kehrte der Sklave zurück und meldete, daß Se. Majestät uns empfangen wolle. Der König saß mit kreuzweise unterschlagenen Beinen im Hofe, der sich hinter der zweiten Hütte hinzog; gegen die brennenden Sonnenstrahlen schützte ihn ein gewaltiger Sonnenschirm. Vor ihm stand eine Kürbisflasche mit Schnaps, während ringsherum sechs seiner Frauen oder Sklavinnen damit beschäftigt waren, ihm frische Luft zuzufächeln. Neben dem Teppich, auf dem der König saß, war ein prächtiges Leopardenfell ausgebreitet. Die Frauen ließen sich durch meine Dazwischenkunft in ihrer Arbeit nicht im geringsten stören; unaufhörlich fächelten sie mit ihren gewaltigen Fächern aus Palmenblättern der gefürchteten Majestät frische Luft zu. Ich selbst muß gestehen, daß die Gegenwart der afrikanischen Majestät wenn nicht Achtung, so doch Furcht einflößen konnte. Das schien auch mein Hund zu empfinden, der, vor mir eingetreten, jetzt ganz ruhig hinter der Tür lag und vollauf damit beschäftigt war, sich der zahlreichen Fliegen zu erwehren.

Nach der ersten Begrüßung teilte ich dem König den Zweck meiner Reise mit: wozu ich das große Wasser durchsegelt und zu ihnen gekommen sei. Um seine Untergebenen in den wichtigsten Wahrheiten des christlichen Glaubens zu unterrichten: Gott über alles und den Nebenmenschen wie sich selbst zu lieben. Ich teilte ihm auch mit,

daß den Menschen nach diesem Leben im Jenseits ein besseres Leben erwarte, wenn er gemäß jenen Gesetzen gelebt habe, welche Gott, der Schöpfer aller Wesen, gegeben hat. Da ich wahrnahm, daß der König samt seinen Ministern und Frauen, welche ihn umgaben, an meinen Darlegungen Gefallen fand, fügte ich gleich hinzu, daß es mein Wunsch sei, mich bei seinen Untertanen niederzulassen, um sie nicht nur in meiner Religion, sondern auch im Lesen und Schreiben zu unterrichten; zu gleicher Zeit würde ich mich auch ihrer Kranken und Waisen annehmen. Hier unterbrach mich der König mit der Frage, ob ich von der Heilfunde etwas verstehe. Nachdem ich diese Frage bejaht hatte, wandte er sich an seine Minister mit den Worten: „Diese Weißen sind wirklich wunderbare Menschen. Ich habe

auch schon andere kennen gelernt und sage euch, daß es ein Glück wäre, wenn wir sie aufnehmen würden.“

Auf diesen für mich äußerst günstigen Vorschlag hin entspann sich ein lebhafter Disput zwischen dem König und seinen Ratgebern, von dem ich jedoch nichts verstand. Das Endergebnis war, daß mir erklärt wurde, ich könne bis auf weiteres hier bleiben. Nun überreichte ich die mit-

gebrachten Geschenke, welche mit größter Zufriedenheit von Sr. Majestät entgegengenommen wurden. . . .“

So weit Friedrich in seinem Briefe. In der Hütte seines Katechumenen Gabriel richtete er sich jetzt häuslich ein. Mit noch mehr Eifer verlegte er sich aber auf die Er-

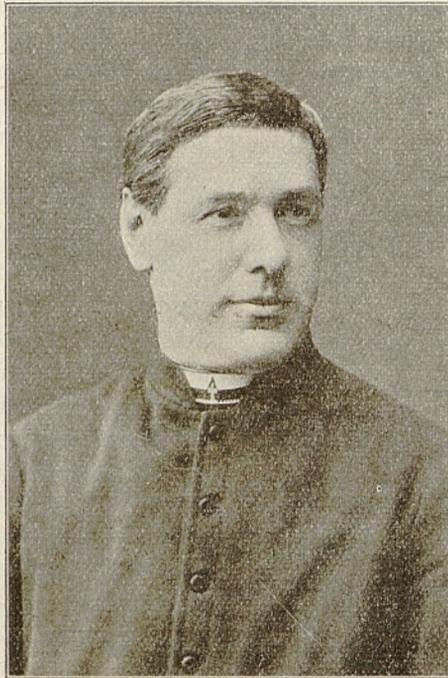
lernung der Sprache jener Völker, wobei ihm Gabriel die besten Dienste leistete, da er mit den einzelnen Dialekten wohlvertraut war.

Eines Morgens, als er gerade wieder mit seinen Sprachstudien beschäftigt war, wurde ihm mitgeteilt, daß der König komme. Eiligst verließ er die Hütte und sah in der Tat, wie der König, getragen von vier Sklaven und von einigen seiner Minister begleitet, sich der Hütte näherte.

„Sei willkommen im Hause deiner Sklaven“, begrüßte Gabriel den König.

„Dein Herz möge immer voller Freude sein,“ entgegnete dieser und trat dann in Friedrichs Zimmer. Mit erstaunten Blicken betrachtete der König zunächst die an den Wänden angebrachten Bilder, dann wandte er sich an Friedrich: „Hast du diese Fetische selbst gemacht?“

„Nein, Majestät,“ entgegnete dieser, „sie wurden zwar von Weißen gemacht, aber in Europa drüben.“



Hochw. Pfarrer Christian Raaf,

fr. geistl. Rat, gestorb. am 7. Jan. 1914. Ein begeisteter Förderer des Missionswerkes, bes. unseres Missionshauses.

„Europa, Europa!“ wiederholte der König. „Dieses Europa ist doch eine Stadt Brasiliens. . .“

„Nein, Brasilien, wo viele Neger waren und gegenwärtig noch sind, ist ein Reich in Amerika, ein anderer Weltteil, welcher sehr weit von Europa entfernt ist.“

„Wie heißt dein König?“

„Kaiser Franz Josef I.“ Die afrikanische Majestät versuchte, den Namen auszusprechen, welchen ihm Gabriel, da er ihn nicht übersetzen konnte, mit meinen Worten wiederholt hatte; doch die Mühe, welche er sich gab, war ganz vergebens.

„Hat dieser dein König viele Soldaten?“

„So viele wie die Einwohnerzahl von den Reichen Abbekuda, Abomé-Danna und Chamé zusammengenommen.“ Um seiner Verwunderung Ausdruck zu geben, kratzte sich die Majestät hinter dem rechten Ohre und fuhr dann fort:

„Wie heißt sein Reich?“

„Österreich-Ungarn.“ Auch hier machte der König einen vergeblichen Versuch, den Namen auszusprechen.

„Hat er auch viele Untertanen?“

„Mehr als Sterne in einer der klarsten Nächte am Firmamente zu sehen sind.“ Und hier, sagt Friedrich in einem Briefe, dem ich dieses Gespräch entnommen habe, neigte der König das Haupt und kratzte sich mit beiden Händen hinter den Ohren, und zwar so, daß es Heftor verdächtig vorkam und er zu knurren begann.

„Dein König wird insolgeßßen auch sehr reich sein, er wird viele Sklaven und Frauen besitzen. . .“

„Nein, obwohl er sehr reich ist, hat er keinen einzigen Sklaven und nur eine Frau, da die christliche Religion es verbietet, Sklaven zu halten und mehr als eine Frau zu gleicher Zeit zu haben.“

„Was macht er dann mit seinen Reichtümern?“

„Er teilt viel aus, um die Guten zu belohnen und seinen Untertanen, die in Nöten sind, beizustehen.“

„Gibt es auch bei den Weißen Arme?“

„Überall bei den Weißen nicht weniger wie bei den Schwarzen gibt es Reiche und Arme.“

„Warum hat dich dein König hergeschickt?“

„Nicht er hat mich geschickt, da er nicht nur meinen Namen nicht kennt, sondern nicht einmal weiß, daß ich hier bin.“

„Wer hat dich also geschickt?“

„Gott, welcher Himmel und Erde erschaffen hat.“

„Hast du diesen Gott einmal gesehen?“

„Nein, ich habe ihn nie gesehen, da er unsichtbar ist.“

„Wie kann er dich also gesandt haben?“

„Ich lebte friedlich in meiner Heimat, da vernahm ich von einigen Reisenden, welche dein Reich besucht hatten, daß hier viele Neger wohnen, die den guten und mächtigen Gott noch nicht kennen. Da dachte ich bei mir, ich will zu jenen guten Negern hingehen, um sie zu unterrichten und sie zu lehren, wie man Gott lieben solle. Dieser Greis — und ich zeigte auf das Bildnis Pius' IX. —, er ist der König, welcher über die Seelen herrscht, da er der Stellvertreter des Herrn des Himmels auf Erden ist, hörte von meinem Entschluß und er gefiel ihm so sehr, daß er Sorge traf, mich hieher zu bringen.“

„Gut, gut,“ sagte der König, „wir werden sehen, ob du aufrichtig warst. Sage mir jetzt, was diese deine Fettsche darstellen. Was ist das für eine Frau, die dort in der Luft zwischen den Wolken schwebt?“ Er zeigte dabei auf ein Bildnis, welches die Himmelfahrt Mariä darstellte.

„Es ist die Hehre Mutter unseres Gottes, die nach einem unschuldigen Leben von ihrem Sohne in den Himmel aufgenommen und zur Königin gekrönt wurde.“

Als der König darauf das Kreuzifix erblickte, legte sich seine Stirne in Falten und er fragte fast entriistet:

„Werden bei den Weißen die Verbrecher so gerichtet? Mir kommt es nicht schwer an, einen oder so viele Menschen, als du Haare in deinem Barte hast, hinrichten zu lassen, ich liebe es aber nicht, daß sie auf diese Weise gemartert werden.“

Der Missionär erzählte ihm jetzt von dem Falle des ersten Menschen und von der Notwendigkeit eines Erlösers; dann beschrieb er ihm die Leiden des menschengewordenen Gottesohnes. Es war das erste Mal, daß jener schwarzen Majestät das Evangelium verkündet wurde, und sie hörte ruhig zu. Als der Katechist geendet hatte, sagte der König fast in zutraulichem Tone:

„Höre, Weißer, dein Gesicht scheint mir gütig zu sein, dein Mund sagt die Wahrheit, deine Religion scheint mir besser zu sein als jene, welche unsere Priester lehren; aber gerade diese sind nicht damit einverstanden, daß du lange Zeit unter uns verweilst. Da ich nun vernahm, daß sie anderer Meinung seien als ich, und ich nicht so mächtig bin, wie der König von Porto-Novo, so habe ich ihnen einen Vorschlag gemacht. Sage mir, hast du keine Kenntniß von der Heilkunde?“

„Etwas verstehe ich davon.“

„Gut also, wenn du imstande bist, meinen Sohn zu heilen, der in Gefahr schwebt, nicht nur ein Bein, sondern auch das Leben zu verlieren, so magst du ruhig bei uns bleiben; sollte es dir aber nicht gelingen, so mußt du, noch bevor die Regenzeit beginnt, nach Porto-Novo zurückkehren.“

Ohne noch etwas hinzuzufügen oder auf eine Antwort zu warten, wandte sich der König um und entfernte sich.

Friedrich blieb bei dieser plötzlichen Wendung bestürzt zurück, in einem Augenblick sah er seine schönen Pläne vernichtet; seine Reise schien vergebens zu sein, es blieb ihm nicht einmal die Hoffnung, später eine Station gründen zu können. Daß Gabriel ihm folgen würde, daran zweifelte er keinen Augenblick; es tat ihm aber weh, daß der Same des Evangeliums, den er in jener guten Familie bereits ausgestreut hatte und der bereits zu sprossen begann, jetzt erstickt werden sollte. Er warf sich vor seinem Kreuzifix auf die Knie nieder, um im Gebete Trost und Hilfe zu suchen. Noch lag er auf seinen Knien, als vier Neger auf einer Sänfte einen Jüngling von ungefähr zwölf Jahren brachten. Der Jüngling sah mehr einer Leiche als einem Lebewesen ähnlich.

Mit zitternder Hand befreite Friedrich das franke Glied des Jünglings von den vielen Lumpen, die darum gewickelt waren; es zeigte sich ihm eine krebsartige Wunde, welche fast ganz in Fäulnis übergegangen war. Der Kranke stieß bei der ersten Berührung einen Schmerzensschrei aus und verlor dann die Besinnung. Einer der vier Sklaven erzählte jetzt, wie der Prinz erkrankt sei. Joga, der Prinz, sei vor einigen Tagen von einem Baobabbaume gefallen und habe sich dabei an dem betreffenden Beine eine Wunde zugezogen; da er sie nicht für gefährlich hielt, verband er dieselbe fest, um das Blut zu stillen, ohne weiter etwas davon zu sagen. Da sich aber nach einigen Tagen starke Schmerzen einstellten, wurde ein Zauberer gerufen, der die Wunde für unheilbar erklärte.

Der Katechist machte sich jetzt gleich an das Werk, da keine Zeit zu verlieren war und von dem Erfolge oder Mißerfolge, wie

er selbst schrieb, nicht nur seine Ehre, sondern auch das Heil so vieler Seelen abhing. Die Wunde wurde mit frischem Wasser gründlich gewaschen und gereinigt und dann reinlich verbunden; dies wiederholte er regelmäßig durch vier Tage. Dadurch bekam die Wunde bald ein gesundes, rotes Aussehen, das den Mut unseres Katechisten nicht wenig hob, da es das beste Anzeichen der Besserung war.

Der König sandte täglich einen seiner Sklaven, welcher sich nach dem Befinden seines Erstgeborenen erkundigen mußte; als er dann erfuhr, daß dieser sich auf dem Wege der Besserung befinde und in einigen Tagen selbst zu Fuß nach Hause kommen werde, konnte er sich nicht mehr zurückhalten und ging ohne jegliche Begleitung zu Friedrich hin, um sich von der Wahrheit des Berichtes zu überzeugen.

Aus Dankbarkeit beschloß dann der König, den Weißen würdig zu belohnen; er versammelte seinen Rat, in dem bestimmt wurde, daß ihm ein Grundstück geschenkt werde; auf des Königs eigene Kosten sollten dann dort so viele Hütten erbaut werden, als es Friedrich für gut fände. Friedrich nahm die Schenkung an und benannte aus Dankbarkeit zum hl. Josef, an den er sich in seiner Not gewandt hatte, das ganze Tal, in dem das Grundstück gelegen war, „Tal des hl. Josef“.

Gott hatte also seine ersten Schritte gesegnet, eine reichliche Ernte schien heranzureifen; auch seine Oberen in Porto-Novo hatten ihm geschrieben, er möge

standhaft ausharren, und sobald als möglich würde er dann Hilfe erhalten.

„Aber keine Rose ohne Dornen,“ sagt das Sprichwort, welches sich auch hier bewahrheiten sollte. Der böse Feind, der sich in seinem langjährigen Besitztum bedroht sah, bereitete der neu erstehenden Mission die verschiedensten Schwierigkeiten.

Die Fetischpriester wagten es zwar nicht, dem König offen Vorwürfe zu machen, daß er dem Weißen erlaubt habe, sich in seinem Reiche niederzulassen, um so mehr aber suchten sie durch Verleumdungen den König umzustimmen. Sie suchten ihm beizubringen, daß der Weiße, wenn es ihm erlaubt würde, nach Porto-Novo zurückzukehren, mit einer Schar Soldaten wiederkommen werde, um ihn zu entthronen und das ganze Reich zu erobern.

Sei es nun, daß der König sich überzeugen ließ oder daß er seine Untertanen beruhigen wollte, er erneuerte in Gegenwart seines ganzen Hofes die gemachte Schenkung, knüpfte aber die Bedingung daran, daß sich Friedrich ohne besondere Erlaubnis des Königs nicht nach Porto-Novo begeben dürfe; sollte er es dennoch tun, so würde er nicht nur die Schenkung verlieren, sondern auch das Recht, wieder in das Reich des Königs zurückzukehren. Der arme Katechist sah sich auf diese Weise als Gefangener der ungerechten Ratgeber des Königs; er achtete jedoch nicht so sehr auf seine Person als auf das Heil der unsterblichen Seelen und nahm daher die Bedingung an. (Fortsetzung folgt.)

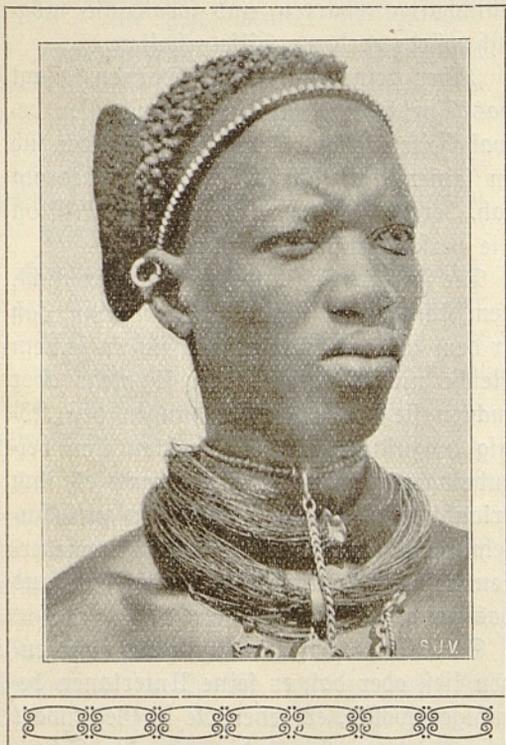
Verschiedenes.

Die ersten Flieger in Ägypten und im Sudan.

Von P. Heinrich Wohnhaas F. S. C.

Es wird für manche Leser der Stern-Gemeinde gewiß nicht uninteressant sein zu erfahren, daß die, nächst der drahtlosen Tele-

graphie, wichtigste und Auffsehen erregendste Erfindung unserer Tage, der Aero-Plan, nun auch seinen Weg nach Ägypten und dem Sudan gefunden hat. Zu Beginn der diesjährigen Winterseason hat sich ein Schwarm von Fliegern in Kairo, der



Hauptstadt Ägyptens, ihr Stelldichein gegeben. Teils gemächlich per Schiff und Bahn, wie andere Sterbliche ankommend, teils aber auch hoch aus den blauen Lüften niederschwebend, haben ihr Erscheinen und ihre Flugproben im Niltale die Neugierde und die Schaulust des Afrikaners ebenso geweckt und befriedigt, wie jene des kulturgesättigten Europäers.

Nennen wir zuerst Pédrines, dessen romantische Luftreise von Frankreich aus, quer durch Europa und Kleinasien, nach Ägypten führte, wo der kühne Aviatiker am 29. Dezember 1913 auf dem Flugplatz in Heliopolis eine glatte Landung hatte. Dagegen erlitt Daucourt im Taurus einen Unfall und ist bislang noch nicht in Ägypten eingetroffen. Vom Glück begünstigt war aber wieder Bonnier, der seinen Flug in Paris begann und wie Pédrines über Konstantinopel und Beirut nach Ägypten

steuerte, wo er am Neujahrstage, nachmittags 5 Uhr, von einer nach vielen Tausenden zählenden Menschenmenge begrüßt bei Heliopolis glatt gelandet ist. Bonniers Flugzeug war auch das erste, welches über Jerusalem erschien, wo es große Verwirrung hervorrief und die ganze Einwohnerchaft auf die Landungsstelle zog. Lebhaftes Interesse erregte auch der Flieger Olivier, dem sich schon viele zu kurzen Luftspazierfahrten anvertraut haben.

Früher als die Genannten traf der junge, erst 23 Jahre zählende Flieger Bourpe in Kairo ein. Bei seinen Flugversuchen in Heliopolis kam er beim Aufsteigen zweimal unter seine Maschine zu liegen. Doch gelang ihm ein Flug über die Stadt und das Pyramidenfeld. Nun entschloß sich der wagemutige junge Mann, den Flug nach Khartoum anzutreten. Hier in Assuan, im Süden Ägyptens, wurde sein Erscheinen und seine Landung bereits am 6. Jänner erwartet. Der Mudir und die Beamten, die Polizeitruppe und die neugebildete Musikkapelle, die in fünftägiger, fast ununterbrochener Übung die französische Hymne eingepaukt hatte, jung und alt, alles, was laufen konnte, war auf den Sandbänken am Nil versammelt, um das unerhörte Schauspiel zu genießen und den Flieger bei seiner in Aussicht gestellten Landung zu begrüßen, beziehungsweise sprachlos anzustarren. Allein, die Sonne sank über den Höhen der Libyschen Wüste, ohne daß der Ersehnte in den Wolken erschienen war. Tatsächlich aber hatte Bourpe in glücklichem Fluge Oberägypten erreicht und war widriger Winde wegen in Luxor gelandet. Deshalb strebte am nächsten Morgen, 7. Jänner, neuerdings ganz Assuan dem Nile zu, und endlich um 11 Uhr 40 Minuten erschien das Flugzeug, durch seine majestätische Ruhe und sein unentwegtes, gerades Vorwärtseilen die

Gegenwart und Willensstärke des lenkenden Geistes offenbarend, im Gesichtskreis der Beifall klatschenden, Bravo rufenden, zumeist aber stumm und betroffen gaffenden Menschenmenge. Doch vergebens erhoffte man eine Landung. Der scharfe Nordwind war dem Südländsflieger günstig und er beschloß, noch am gleichen Tage die Nordgrenze des Sudan zu überfliegen und Wadi Galfa zu erreichen. Es gelang schon im Laufe des Nachmittags, wogegen die Nildampfer zu der Bergfahrt Assuan—Wadi Galfa 36 bis 40 Stunden benötigen. Nach einem wohlverdienten Rasttage unternahm Bourpe am Morgen des 9. Jänner um 9 Uhr 25 Minuten den Flug durch die öde, menschenleere Wüste, dem Bahngleise als Wegweiser folgend. Ein starker Nordwestwind machte ihm viel zu schaffen, die Sonne brannte ihm in die Augen; über die Erde strichen dichte Sandwolken und verhinderten den Ausblick auf die Schienen. Allein trotz dieser Schwierigkeiten erreichte der Flieger Abu Hamed die Endstation der Wüstenstrecke schon um 12 Uhr 20 Minuten und vollführte einen meisterhaften Abstieg. Die Entfernung aber, welche Abu Hamed von Wadi Galfa trennt, beträgt 370 Kilometer, so daß Bourpe durchschnittlich mit einer Geschwindigkeit von über 123 Kilometer in der Stunde geflogen ist, trotz Sonne, Sand und Wind. Die Endstrecke der wunderbaren Luftfahrt wurde alsdann am 12. Jänner gleichfalls glücklich zurückgelegt. Nach einem 5½stündigen Fluge am genannten Tage stand der Flieger um 2 Uhr nachmittags über Khartoum und ging auf dem Rennplatze nieder, vom Generalgouverneur, den Behörden und einer ungeheuren Volksmenge empfangen und beglückwünscht.

Der wohlgelungene Flug Kairo—Khartoum bedeutet für Bourpe einen großen

Triumph, eine erstaunlich glänzende Leistung. Für die farbigen Völker des Niltales aber, die braunen und schwarzen, war es ein Ereignis ersten Ranges, dessen Erinnerung unaustilgbar im Gedächtnis aller Zuschauer haften wird; es war das Offenbarwerden einer neuen Welt.

Als ich am 16. Jänner obige Zeilen niederschrieb, trieben mich ein wohlbekanntes, lautes, surrendes Geräusch in der Luft und das Geschrei der zusammenlaufenden Menschen schleunigst auf die Terrasse hinaus. Ein neues Wunder des Flugwesens war im Anzuge, der Hydroaeroplan des Engländers Mac Lean. Allein, ich kam schon zu spät, um Zeuge des Abstieges zu sein. Der Wasserflugapparat hatte bereits die blauen Wellen berührt und fuhr mit rasender Geschwindigkeit dem Katarakthotel zu, wo er stoppte und bis Sonntag um 4 Uhr nachmittags liegen blieb, unablässig von Scharen staunender und bewundernder Menschen umgeben. Zur genannten Stunde aber kam Leben in den Nie-



Der abgelegte Niam-Niam-Sultan Tombora.

senvogel. Die ganze Bevölkerung von Assuan war am Flusse versammelt. Ein großes Schaufliegen sollte nicht nur die anwesenden vornehmen Touristen ergötzen, sondern auch die Einheimischen durch den Anblick aus nächster Nähe mit der unfassbaren Erfindung, dem „Teufelswerk“, bekannt machen. Mit lautem Kreischen strich der gewaltige Vogel einige Augenblicke stürmisch über die Wasserfläche und erhob sich dann plötzlich, wie ein stolzer Adler, in die sonnige Luft, hoch empor. In weitem Bogen durchmaß er das Niltal, überflog die Stadt und die Insel Elephantine und landete wieder auf dem Wasser. Während dem Beginne des Schauspieles viele der Eingeborenen nicht ohne Beklemmung zugehört hatten und allenthalben der Ruf erscholl: „genau wie ein Gespenst, wie der Teufel“, löste die glückliche Landung einen Sturm der Begeisterung aus, die sich in unablässigem Freudengeschrei und Freudegejohle kundgab und als das Ereignis sich noch einmal mit gleicher Sicherheit wiederholte, da kannte der Enthusiasmus keine Schranken mehr und die Polizei hatte Mühe, die Ordnung aufrecht zu halten und Unfällen vorzubeugen.

Um sich jedoch ein richtiges Bild von dem Eindrucke zu machen, welchen die Flieger auf die ägyptische Landbevölkerung ausüben, sei auch folgendes erwähnt. Als eben dieser Mac Lean mit seinem Wasserplan das Dorf El Sawaf überflog, waltete daselbst ein Gerichtsvollzieher seines Amtes. Die Fellachen warfen sich zur Erde nieder und verfluchten das höllische Ungeheuer, während der Beamte mit dem Taschentuche winkte, welcher Gruß ihm aus luftiger Höhe erwidert wurde. Als aber der Apparat außer Sehweite war, fielen die Leute über den Mann her und stießen ihn zu Boden, weil er den Afrit el nassara, den „Christenteufel“, begrüßt

hatte. Schon saß dem Erschrockenen das Messer an der Kehle; da hatte jedoch ein alter Schach ein Einsehen und sprach zu den Leuten: „Dieser Mann ist Regierungsbeamter und wenn ihm ein Leid geschieht, wird die Regierung schreckliche Rache nehmen“. Das wirkte und sie ließen ihn hüpfen.

Auch der Pilot Mac Lean beabsichtigt, stets dem Laufe des Nil folgend, seinen Flug bis Khartoum fortzusetzen. Möge ihm und seinen Begleitern eine frohe Fahrt beschieden sein!

Ob Aeroplan und Hydroaeroplan auch in der zukünftigen Missionsgeschichte, in der Ausbreitung des Evangeliums Jesu Christi noch eine Rolle spielen werden?

Assuan, 21. Jänner 1914.

Beduinen-Hochzeiten.

Die Beduinen, arabisch „Bedawi“, deutsch Wüstenbewohner, sind die nomadisierenden Bewohner der Wüstenländer Arabiens, Syriens und Nordafrikas. Sie sind als die ursprünglichen Herren Nordafrikas zu betrachten und haben ihren eigentümlichen Charakter seit Jahrhunderten bewahrt. Die herrschende Religion unter den Beduinen ist der Islam. Der Hauptsitz der Beduinen ist Nedschd in Arabien, von wo gerade jetzt die Kunde kommt, daß man im Begriff ist, das türkische Joch abzuschütteln, und ein englisches Protektorat anstrebt.

In Ägypten hat man bei der letzten Volkszählung 635.012 Beduinen gezählt, von denen 537.631 in Ortschaften ansässig sind. Die Hauptgruppen der Beduinen im Niltal sind die Bega, die Bischarin- und die Ababde-Beduinen, die Terabischin, Tjajaha, Sawarke, Beni-Wasel, Atwani, Maaze, Ulab Ush usw. Nach uraltem Herkommen ruht die Regierung eines Stammes in den Händen eines Schachs, des Al-

testen des Stammes, und in dessen Familie erbt sich die Würde und das Amt fort. Der Reichtum des Beduinen sind seine Herden, die vorzugsweise aus Kamelen bestehen, dann aus Pferden, Eseln, Ziegen, Schafen usw. Der Beduine hat meist nur eine Frau, selten nur daneben einmal eine Beischläferin, und er darf sich nur innerhalb seines Stammes verheiraten. Die Scheidung ist erlaubt, kommt jedoch nur selten vor.

Die Volksgebräuche, und hauptsächlich diejenigen bei Hochzeiten, sind bei den Beduinen bedeutend einfacher als bei den eingeseffenen Völkern des Orients. Bei vielen Beduinstämmen sind die Hochzeitsgebräuche dieselben, und man darf vielleicht behaupten, daß die Beduinen die einzigen Orientalen sind, die die wahre Liebe kennen und auch aus Liebe heiraten. Das kommt daher, weil die Beduinenweiber und -mädchen meist unverhüllt gehen, mit den Männern mehr zusammenkommen, der Verkehr freier ist als bei den übrigen Orientalen und weil deshalb viel mehr Anknüpfungspunkte gegeben sind, wobei jedoch die guten Sitten nicht leiden.

Einer der ältesten Hochzeitsbräuche, der bei vielen der aus Arabien zugewanderten Tributpflichtigen gang und gäbe ist, ist der folgende: Der Freiersmann schickt einen Freund zu dem Vater seiner Auserwählten als Vermittler. Erhält der Vermittler das Jawort, dann wird die Hochzeit fünf Tage später gefeiert. An diesem Tage bringt der Freiersmann ein Lamm vor das Zelt seiner Zukünftigen und schneidet dem Tier vor dem Eingang zum Zelt die Gurgel durch. In dem Moment, wo das Blut hervorströmt, gilt der Pakt als geschlossen. Nun folgen Festlichkeiten, in denen Tänze die Hauptrolle spielen, und sie dauern bis Sonnenuntergang.

Dann begibt sich der junge Ehemann nach einem zu diesem Zwecke reich verzierten Zelt und erwartet seine junge Frau. Diese sucht verschämt bei einer Freundin Zuflucht, bis sie von einigen Frauen gefaßt und zu dem Ehemann gebracht wird. Der Ehemann zieht sie zu sich ins Zelt, umarmt sie, und nun muß sie einen Schreikensscrei ausstoßen. Eine Witwe oder eine Geschiedene, die wieder heiratet, darf, da sie die Geheimnisse der Liebe schon kennt, keinen Schrei ausstoßen.

Am Vorabend der Hochzeit, El-Lahjat genannt, werden vor dem Zelt der Verlobten Freudenfeuer angezündet und Gewehrsalven abgegeben. Die Zarutahs, die eingeladenen Frauen, singen Hochzeitsgesänge. Diese werden mit lautester Stimme vorgebracht und heißen deshalb El-Motahat (die aus der Ferne erschallenden). Es scheint, als ob dieser Brauch noch von den alten Hebräern herrührt.

Bei anderen Stämmen, hauptsächlich bei den eingeseffenen, sind wieder andere Hochzeitsgebräuche im Schwang. Eine Gruppe von Frauen z. B., mit einer Musikkapelle an der Spitze des Zuges, begibt sich, durchdringende Schreie ausstoßend, vor das Zelt der Braut. Sie kommen von demjenigen des Verlobten und bringen ihr Henna (die Wurzel von Lawsonia alba), damit sie sich damit die Fingerspitzen, die flache Hand, die Zehenspitzen und die Fußsohlen braun färbe. Am Tage der Hochzeit wird die Braut reich aufgezückt, mit kostbarem Stoff bedeckt und inmitten einer freudigen und jauchzenden Menge zum Verlobten gebracht. Bevor sie in dessen Zelt tritt, schaut sie in einen Spiegel, ob sie hübsch und würdig ist, ihrem zukünftigen Gatten unter die Augen zu treten. Der Bräutigam gürtet ihr einen reichverzierten Gürtel um die Lenden und führt sie in den Harem (Frauengemach). Hier küßt er sie

zwischen die beiden Augen, heißt sie willkommen und verläßt sofort das Zelt. Er kehrt zu seinen Gästen und Festgenossen zurück, die nach Geschlechtern getrennt sind, und die Festlichkeiten nehmen ihren Fortgang. Die Verlobte empfängt mittlerweile ihre Freundinnen, die ihr alle möglichen Glück- und Segenswünsche mit auf den ferneren Lebensweg geben, hauptsächlich denjenigen großer Fruchtbarkeit.

Die Mitgift, Mahr genannt, bringt der Verlobte dem Vater seiner Braut dar. Sie ist sehr verschieden und ihr Umfang richtet sich nach dem Range der Familie und der Schönheit der Tochter. In der Regel besteht die Mitgift des Bräutigams aus fünf Kamelen. Heiratet ein Beduine eine Witwe oder eine Geschiedene, dann bringt er gewöhnlich als Mitgift nur die Hälfte dessen, was sein Vorgänger dargeboten. Bei manchen Stämmen ist die Mitgift größer, wenn man eine Witwe oder Geschiedene heiratet, als wenn man ein junges Mädchen heimführt. Hier hat sich aber das Betrugsmanöver herausgebildet, daß, wer ein junges Mädchen freit, nicht zu zahlen braucht, und die junge Frau läuft recht bald wieder davon, um als Geschiedene zu gelten, und ihr Vater erhält dann eine recht große Mitgift.

Wenn der Schwiegervater die Mitgift erhält, bricht er einen kleinen Zweig von einem Baum und spricht die folgenden Worte zu seinem Schwiegersohn: „Das ist der Zweig meiner Tochter, die ich dir zur Frau gebe nach Gottes und seines Propheten Gesetz. Du bist gezwungen, ihr Nahrung zu geben und Kleider und alles, was sie braucht, soweit du die Mittel dazu besitzt“.

Wie bei allen Orientalen, so wird auch das Beduinenmädchen nicht gefragt, ob es mit der Hochzeit einverstanden ist. Es muß sich dem Willen der Eltern fügen. Das

neue Paar verlebt die Flitterwochen gewöhnlich im Gebirge, fernab vom Zeltlager des Stammes. Wenn die Beduinenfrau ihren Mann nicht liebt, läuft sie ihm fort und zu ihren Eltern zurück. Eine zweite Heirat braucht sie gegen ihren Willen nicht einzugehen. Gefällt ihr aber ihr Gatte, dann bleibt sie gewöhnlich die ersten zwei Wochen in dessen oder vielmehr im gemeinsamen Zelt, ohne dasselbe zu verlassen.

Ein vielgeübter Brauch des Ehelustigen ist auch der, daß er seine Zukünftige, wenn sie von der Viehweide zurückkehrt, raubt oder entführt und sie nach dem Zelte seines Vaters bringt. Hier wirft ihr der Verlobte einen Mantel um die Schulter und spricht dabei die Worte: „Keiner wird dich je bedecken als ich“. Dann kleidet er sie in reiche Gewänder, setzt sie auf ein Kamel und bringt sie zu ihren Eltern. Von nun ab gilt sie als seine Braut. Bei den Beduinenstämmen beim Berge Sinai ist es Usus, daß das Mädchen, nachdem man ihm die Gewänder umgehängt, ins Gebirge entflieht und sich suchen läßt. Der Bräutigam findet sie gewöhnlich bei hereinbrechender Nacht und die beiden feiern die Hochzeitsnacht allein in der Wüste. In der Frühe eilt sie nach dem Zelt ihrer Eltern zurück und läßt von nun an ihren Mann nur des Nachts zu sich kommen. Das dauert so lange, bis sie sich als Mutter fühlt; dann teilt sie das gemeinsame Dach mit ihrem Mann.

Weil der Beduine einige Zeit fernab von seinem Weib und er will sich vergewissern, ob es ihm treu bleibt, dann bindet er zwei Zweige vor seinem Weggehen zusammen. Findet er diese nicht in ihrem ursprünglichen Zustand wieder, dann ist er überzeugt davon, daß ihn seine Frau hintergangen hat.

Die Nilschwelle.

In einer Sitzung der Klassisch-Philologischen Gesellschaft in Hamburg sprach vor kurzem Dr. W. Capelle über die Nilschwelle, ein Stück griechischer Erdkunde.

Der Vortragende ging von dem zeitlichen Zusammentreffen des Sirius-Frühaufganges mit dem Beginn der Nilschwelle in Unterägypten aus, die für das Land eine derartig vitale Bedeutung hat, daß sie auf die Entdeckung und Dreiteilung des Sonnenjahres von 365 Tagen, sowie die Einführung des altägyptischen Kalenders zurückgeht. Ungezählte historische Zeugnisse liegen uns von der Nilschwelle und ihrer jeweiligen Höhe aus allen Epochen der ägyptischen Geschichte, von der Dynastie der Thiniten (3300—2300 v. Chr.) an bis zu dem heutigen englischen Regime des Landes, vor.

Von den antiken Berichten interessiert außer dem Strabos, der den Verlauf der Schwelle anschaulich schildert, besonders der Herodots (über die Breiten- und Längenausdehnung der Überschwemmung, die Höhe der Nilflut, ihre Zeit und Dauer), der aber auf Grund der Ergebnisse der Ägyptologie und der physikalischen Geographie (Borchardt, Wiedemann, Partsch u. a.) nachgeprüft werden muß.

Dabei zeigt sich, daß Herodot mehrfach vermeintliche Tatsachen zu weitreichenden, aber falschen Schlüssen über Vergangenheit und Zukunft des Pharaonenlandes benützt hat. Herodots Angaben bedürfen der Ergänzung aus späteren antiken Autoren, sowie aus den Ergebnissen der modernen Natur- und Altertumsforschung. Bei der Bedeutung der Nilschwelle für den Ertrag des Landes hat man schon in grauer Vorzeit von Staats wegen in Ägypten Nilmesser angelegt. Solche sind schon aus der Mitte des dritten vorchristlichen Jahrtausends erhalten, aber auch aus allen späte-

ren Perioden, aus byzantinischer wie arabischer Zeit. Auch aus Nubien liegt uns eine Reihe von Nilmarken an den Felswänden bei Kummé und Semme vor, die für die Geologie wie für die Geschichte des Landes von großer Bedeutung sind.

Der Vortragende besprach dann die Einrichtung der alten Nilmesser und ihr Nivellement von Memphis bis Nubien, wobei er gegen Borchardts Meinung, daß die Ägypter nach einem theoretisch angenommenen Gefälle nivelliert hätten, die Ansicht begründete, daß ihrem Nivellement von Memphis bis Elephantine vielmehr das natürliche Gefälle des Stromes zugrunde liege. Dann ging er auf die wirtschaftliche Bedeutung der Nilschwelle und des antiken Bewässerungssystems in Ägypten ein, das zum Ziele hatte, allen Teilen des Landes in gleicher Weise den Segen der Nilflut zukommen zu lassen, und kam noch einmal auf Herodots Angaben mit dem Ergebnis zurück, daß dieser die Nilschwelle gar nicht beobachtet habe, sondern zu anderer Jahreszeit im Lande gewesen sein müsse. Nachdem er auch die kulturhistorischen Angaben Herodots an den Ergebnissen der heutigen Ägyptologie geprüft und die Bedeutung der Nilflut für die Geschichte, Geologie und Geographie des Landes nochmals betont hatte, wandte er sich zu ihrem Einfluß auf die Geschichte der Erdkunde, vor allem der griechischen.

Die Beziehungen zwischen Ägypten und den Küstenländern des Ägäischen Meeres reichen, wie die hieroglyphischen Texte, Gräberfunde und andere Funde zeigen, bis ins dritte Jahrtausend v. Chr. Auch die homerischen Gedichte bergen noch manche Spuren von den Handelsbeziehungen jonischer Kaufleute zu Ägypten. Mit Thales von Milet beginnt dann die stattliche Reihe griechischer Forschungsreisender im Nillande, das im 6. und 5. vorchristlichen

Jahrhundert durch die hellenische Wissenschaft erobert wird.

Nachdem der Vortragende die eigentümliche Bedeutung des ägyptischen Landes, seines Klimas und seines Stromes für die Entwicklung des erdkundlichen Denkens der Griechen im allgemeinen dargelegt hatte, gab er im zweiten Teil der Ausführungen eine historisch-genetische Darstellung der Erklärungsversuche der griechischen Physiker von den Ursachen der Nilschwelle, von Thales bis auf Plinius und Melius Aristides.

Die richtige Erklärung der Nilschwelle aus den tropischen Sommerregen Abyssiniens finden wir schon bei Thrasykles von Thasos und Demokrit im 5. Jahrhundert v. Chr., aber die Herkunft dieser Tropenregen aus dem Wolkengebiet des Indischen Ozeans ist erst im letzten Jahrzehnt, vor allem durch englische Forscher, exakt bewiesen worden, wenn auch die sommerlichen Luftströmungen in und um Abyssinien noch weiterer meteorologischer Untersuchungen bedürfen. Das Verdienst der Engländer ist es auch, den Blauen Nil anstatt des Weißen als den Hauptträger der Nilflut erwiesen zu haben.

Zum Schluß betonte der Vortragende unter Berufung auf Josef Bartsch die Bedeutung der Altertumsforschung auch für die physikalische Geographie. Wie aber der die griechische Naturwissenschaft erforschende Philologe nicht ohne vielfache Belehrung seitens der modernen Vertreter der verschiedenen Naturwissenschaften (Meteorologie, Medizin, Astronomie u. a.) auskommen kann, so ist andererseits die rechte Würdigung der Leistungen der modernen Naturwissenschaft nur auf Grund der Geschichte der Naturwissenschaften möglich.

Zur allseitigen Erforschung der griechischen Wissenschaft aber muß die klassische Philologie stets in Verbindung mit den Fachwissenschaften bleiben.

Die Wunder der Pyramiden.

Wunderbare Resultate haben englische Forscher aus den Zahlenverhältnissen der großen Pyramiden von Gizah ausgerechnet.

1. Die Höhe der Pyramide entspricht einem Milliardstel der Entfernung der Sonne von der Erde, mit einer Genauigkeit, wie man sie erst in der allerneuesten Zeit berechnet hat.
2. Die Pyramide ist so genau nach den Himmelsgegenden orientiert, wie es z. B. Tycho de Brahe bei seiner Sternwarte trotz alles Fleißes nicht erreichen konnte.
3. Das Gewicht der Pyramide entspricht genau dem hundertbillionsten Teil des Erdgewichtes.
4. Der Pyramidenzoll entspricht dem halben Milliardstel des Erddurchmessers.
5. Die Basiskanten ergeben in Pyramidenellen die Länge eines Jahres.
6. Hunderttausend Millionen Pyramidenzolle beträgt genau die Länge des Weges, welchen die Erde in einem Jahre um die Sonne zurücklegt.
7. Ein in der Pyramide gefundenes Gefäß dient mit Wasser gefüllt zur Bestimmung des Pyramidenpfundes und drückt zugleich die mittlere Erddichtigkeit aus.

Diese wunderbaren Resultate erklären sich sehr einfach daraus, daß die Spitze sowie die Bekleidung der Pyramide fehlt, also ihre Dimensionen nicht genau festzustellen sind, durch willkürliche Annahme dieser Teile aber jede beliebige Zahl ausgerechnet werden kann. Zahlen sind aber in der Hand eines Träumers ein gefährliches Spielzeug.

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Des **Regenfers Schlüssel und Schild**, um die armen Seelen zu erlösen und uns gegen das Regenfer zu schützen. Ein Gebet- und Unterrichts- und Unterweisungsbuch von Kaspar Papencordt, Priester der Diözese Paderborn. Mit kirchl. Approbation. Dreizehnte Auflage. 376 Seiten, 12°. Preis brosch. 75 Pfg., geb. mit Rotschnitt 1,20 Mk. und 1,40 Mk., mit Goldschnitt 1,80 Mk. und 2,20 Mk. Verlag der Bonifatius-Druckerei in Paderborn.

Dieses in hohem Grade empfehlenswerte Buch nennt sich mit Recht Schlüssel des Regenfers, weil es die wirksamsten Mittel zur Erlösung der dort harrenden Seelen bietet, die so vielfach vergessen und vernachlässigt werden. Es ist auch ein Schild des Regenfers, indem es zugleich vor der drohenden Gefahr jenes Strafortes warnt und nach Möglichkeit dagegen schützen möchte. Dasselbe enthält eine reiche Schatzkammer von Ablässen zur Zahlung für eigene und der armen Seelen Schulden. An Meßandachten, Litaneien und anderen besonderen Andachten ist das Buch, welches durch jede Buchhandlung zu beziehen ist, sehr reich. Die Form ist recht handlich; Druck und Ausstattung schön; der Preis äußerst niedrig.

„**Der Regisseur von Volksbühnenwerken**“. Zeitschrift für die Leiter und Regisseure an christlichen Volksbühnen. Theaterverlag Val. Höfling, München. Bezugspreis: ganzjährig 12 Hefte mit Zustellung durch Kreuzband Mark 5,20. Preis des einzelnen Hefes 75 Pfg.

Die Leser dieser prächtigen Zeitschrift werden das neueste Heft mit großer Freude begrüßen, denn es bringt gleich fünf Stücke für die Faschingsveranstaltungen. Den Vereinen ist aber durch dieses Heft nicht nur reichlicher Stoff geboten, sondern jedes Stück ist bis ins Kleinste so für die Regie vorbereitet, daß dem Vereinsregisseur die Einstudierung ohne Mühe rasch, sicher und wirkungsvoll gelingen muß. Neben einem Faschingslied enthält das Heft noch eine Abhandlung über den Volksbühnendichter P. Barth. Widmayer, dessen interessante Schwänke volle Beachtung verdienen. Auch dieses Heft beweist wieder, daß der rührige Verlag des „Regisseur von Volksbühnenwerken“ sich durch Herausgabe dieser ganz hervorragend praktischen Zeitschrift ein großes Verdienst um die Hebung der Volksbühne erworben hat. Im eigenen Interesse der theater spielenden Vereine ist es gelegen, durch das außerordentlich billige Abonnement sich die Vorteile dieses Unternehmens zu sichern. — Im gleichen Verlage erscheint

„**Die Mädchenbühne**“. Monatschrift für Jungfrauenvereine, weibliche Dilettantenbühnen, Mädcheninstitute, Schulen und Kindergärten. Bezugspreis: ganzjährig 12 Hefte mit Zustellung durch Kreuzband Mk. 4,80.

Auf welsch erfreulicher Höhe diese Zeitschrift sich befindet, zeigt die im neuesten Hefte gebo-

tene Bearbeitung der Lohengrinsage für die Mädchenbühne, und zwar in engem Anschluß an die Oper von Richard Wagner mit Verwendung Wagnerischer Musik je nach Vorhandensein musikalischer Kräfte. — Von dem weiteren Inhalt des Hefes ist zu nennen: „Die Reiche an der Himmelstür“, ein Festspiel zum Besten der Missionen von Hedwig von Haza-Madlitz; „Christengeist und Weltgeist“, religiöse Disputationen, die sich besonders für die Fastenzeit eignen, von Br. Ignotus; „Die Hauptsache“ von E. Kelly, eine Verherrlichung der Nächstenliebe, die im Leben die Hauptsache sein soll; neben einem gemüthvollen Liede „Das Mutterherz“ und einigen ernsten, der gegenwärtigen Zeit angepaßten Vorträgen, verdienen noch das Kinderstück „Rübezahl, der gute Geist“ von Agnes Siebelt und der Kindervortrag „Mütterchen kann alles“ von W. Wels Erwähnung. — Ferner erschien:

Der bekehrte Dorfthrann. Eine lustige Bauernkomödie in vier Aufzügen von Jodokus Hilaris. Preis Mk. 1,—; 12 Exemplare mit Aufführungsrecht Mk. 10,—. (Regiebearbeitung ist enthalten im „Regisseur von Volksbühnenwerken“ desselben Verlags.)

Der Bildschütz im Schlafrock. Schwank in zwei Aufzügen von P. Bartholomäus Widmayer. Preis 75 Pfg.; 4 Exemplare mit Aufführungsrecht Mk. 2,50. (Regiebearbeitung ist enthalten im „Regisseur von Volksbühnenwerken“ desselben Verlags.)

Baderwahl und Hegenhüh. Bauernposse in einem Akt von Jakob Rauter. Preis Mk. 1,—; 4 Exemplare mit Aufführungsrecht Mk. 3,75. (Regiebearbeitung ist enthalten im „Regisseur von Volksbühnenwerken“ desselben Verlags.)

Die Frau ohne Kopf oder: Der Kampf um den Haus Schlüssel. Schwank in zwei Aufzügen von Joh. Eckerstorn. Preis Mk. 1,—; 6 Exemplare mit Aufführungsrecht Mk. 5,—. (Regiebearbeitung ist enthalten im „Regisseur von Volksbühnenwerken“ desselben Verlags.)

Der gebildete Johann. Lustspiel in einem Akt von Heinrich Jäger. Preis 60 Pfg.; 6 Exemplare mit Aufführungsrecht Mk. 3,—. (Regiebearbeitung ist enthalten im „Regisseur von Volksbühnenwerken“ desselben Verlags.)

Ein Fest am Hofe des Prinzen Karneval. Humoristisches Festspiel zur Einleitung eines Kostümfestes von Adolf Völkers. Preis 90 Pfg.; 10 Exemplare mit Aufführungsrecht Mk. 8,—. (Regiebearbeitung ist enthalten im „Regisseur von Volksbühnenwerken“ desselben Verlags.)

Das Kaiserbild. Lustspiel in einem Aufzuge von Welda Wels. Preis 75 Pfg.; 6 Exemplare mit Aufführungsrecht Mk. 4,—. (Regiebearbeitung ist enthalten im „Regisseur von Volksbühnenwerken“ desselben Verlags.)

Seiratsnarrisch's Volk. Ländliche Pöffe in drei Aufzügen mit Tanz von Georg Stöger. Preis Mk. 1,25; 12 Exemplare mit Aufführungsrecht Mk. 12,—. (Regiebearbeitung ist enthalten im „Regisseur von Volksbühnenwerken“ desselben Verlages.)

Wail geschrien! oder **Der Zauberbesen.** Schwanz in einem Aufzug von Jos. Eckerstorn. Preis 90 Pfg.; 4 Exemplare mit Aufführungsrecht Mk. 3,—. (Regiebearbeitung ist enthalten im „Regisseur von Volksbühnenwerken“ desselben Verlages.)

Hermeneutik. Eine Erzählung aus der Geschichte der Westgoten von P. Chrillus Wehrmeister O. S. B. 2. Aufl. Mit mehreren Bildern. 8°. 64 Seiten. Missionsverlag St. Ottilien, Oberbayern. Brosch. 50 Pfg.

Das nach Inhalt und Form recht empfehlenswerte Schriftchen ist besonders geeignet, in der Jugend und im Volke die Liebe zum heiligen Glauben zu festigen. Zugleich bietet es in unaufdringlicher Weise eine aus Quellen sich stützende Darstellung aus der Kirchengeschichte. Wir zweifeln nicht, daß die Schrift, besonders bei der Jugend, gerne gelesen wird.

Mit dem Gut in der Hand, kommt man durchs ganze Land. Dieses Sprichwort bewahrheitet das Büchlein von J. B. Krier: Die Höflichkeit, Ein Führer für die Jugend, an sich selbst. Das 29. Tausend tritt schon seine Wanderung an. Was diese Schrift (gebunden Mk. 1,80 oder K 2,16, 232 Seiten stark) vor anderen ähnlichen Inhalts auszeichnet, ist ihr Aufbau auf tiefer Grundlage. Die einzelnen Forderungen der Höflichkeit werden hier nicht als äußerer Schliß aufgefaßt, sondern als sittliche Forderungen, als eine Sache wahrer Herzenskultur. Dabei sind die verschiedensten Anlässe und Lebenslagen berücksichtigt. Ein praktisches Geschenkbuch. Verlag von Herder zu Freiburg im Breisgau.

Der Dritte Orden vom hl. Franziskus. Andachtsbüchlein für Tertiaren. Ausgabe mit den Tagzeiten der allerheiligsten Jungfrau Maria. 9. Aufl. Mit Titelbild. 24°. (VI u. 232 S.) Freiburg und Wien 1913, Herdersche Verlags-Handlung. Geb. 90 Pfg. oder K 1,08.

Das allseits beliebte Büchlein enthält für Mitglieder des Dritten Ordens alles Notwendige. Die Zusammenstellung ist übersichtlich, das Format handlich, die Ausstattung gefällig. Die Ausgabe ohne Tagzeiten kostet gebunden 55 Pfg.

Des Herzens Garten. Briefe an junge Mädchen. Von Sebastian v. Der O. S. B. Erste und zweite Auflage. 12° (VI u. 128.). Freiburg und Wien 1913, Herdersche Verlags-Handlung. Geb. in Leinwand Mk. 1,50 oder K 1,80.

Verfehlte Experimente sind wohl nirgends schädlicher als auf dem Gebiete der Erziehung. Und, so darf man hinzusetzen, bei jungen Mädchen. — Aber gerade hier wird in Familie und Schule gar viel gesündigt. — Darum ist ein Bei-

trag oder eigentlich zur Selbsterziehung unserer jungen Mädchen, wie ihn der Verfasser bietet, wohl zu begrüßen. In 20 Kapiteln behandelt er unter dem Bilde eines Gartens, das junge weibliche Herz mit seinen gewöhnlichsten Fehlern und Schwächen, zeigt, wie man sie ausrotten und dafür jene Blüten und Früchte ziehen soll, die vor Gott und Menschen angenehm machen.

Paulus und die moderne Seele. Fastenvorträge von Anton Worlitschek, Stadtpfarrprediger in München. 8° (VIII u. 76 S.). Freiburg und Wien, Herdersche Verlags-Handlung. Kartoniert Mk. 1,20 oder K 1,44.

Der Völkeraufbau ist zumeist nur das Forschungsobjekt der kleinen Gemeinde der Theologen von Jach. Das ist gewiß nicht im Sinn seiner Wünsche und Intentionen. Der Weltapostel will eine Weltgemeinde: „Allen alles sein“ ist sein Prinzip. Das entspricht auch nicht dem immensen Reichtum seiner Person und literarischen Hinterlassenschaft, aus deren Fülle unterschiedslos alle empfangen und gewinnen können. Die in Paulus aufgespeicherten Geisteskräfte zu popularisieren, zum Gemeingut weitester Kreise zu machen, ist zweifelsohne eine der vornehmsten Aufgaben der christlichen Kanzel. Dieser Aufgabe will sich auch der vorliegende Zyklus neben anderen nicht gerade übermäßig vielen homiletischen Publikationen über Paulus entledigen.

Passionsbüchlein. Von Alban Stolz. Mit einigen Zusätzen herausgegeben von Friedrich Beck. Mit Titelbild von A. Dürer und 27 Textbildern von J. v. Führich. 24° (X und 280 S.). Freiburg und Wien 1914, Herdersche Verlags-Handlung. Geb. Mk. 1,20 oder K 1,44 und höher, je nach dem Einband.

Dies Büchlein ist eine Sonderausgabe der einzig schönen tieferegreifenden Passionsbetrachtungen aus des Verfassers „Mensch und Engel“, bereichert mit einer Stolzschen Mess-, Beicht-, Kommunion- und Rosenkranzandacht, desgleichen mit den liturgischen Lamentationen und Improprorien der Karwoche, mit Ablassgebeten und deutschen Passionsliedern.

Missionspredigten. Unter Mitwirkung anderer Ordensmitglieder herausgegeben von Robert Streit O. M. I. Erster Teil: Die Berufung der Heiden. 8° (X u. 146 S.). Freiburg und Wien 1913, Herdersche Verlags-Handlung. Mk. 1,60 oder K 1,92; geb. in Leinwand Mk. 2,20 oder K 2,64.

In dieser Sammlung von Missionspredigten ist der Versuch gemacht worden, das Kirchenjahr in das Licht des Missionsgedankens zu stellen. Das Kirchenjahr mit seiner lebensvollen und wechselreichen Liturgie, mit den inhaltstiefen Perikopen der Sonn- und Festtage und mit der ganzen Fülle geweihter und geheiligter Stimmungen, die es in dem gläubigen Herzen auslöst, kann es ein zeitgemäßeres Thema geben? Das Sonn- und Festtags-Evangelium soll daher in der Perspektive des Missionsgedankens betrach-

tet und erklärt, und der Missionsgedanke durch das Evangeliumwort erläutert und illustriert werden. Die Ausführung der Predigten zeichnet sich aus durch Natürlichkeit des Themas, Klarheit der Disposition und gemeinverständliche Sprache. Durch die Herausgabe dieser Sammlung (zwei weitere Teile sollen folgen) wird einer Lücke in unserer Predigtliteratur begegnet, dem Seelsorgklerus wesentlich die Aufgabe erleichtert, auch auf der Kanzel der Heidenmission zu gedenken, und jedem Missionsfreunde eine reiche Fundgrube geboten, aus der er neue Anregungen für das göttlichste der Werke schöpfen kann.

Besuchungen des heiligsten Altars sacramentes für jeden Tag im Monat. Von Mauritius Klostermann O. F. M. Mit einem Titelbild. Fünfte Auflage. 32ⁿ (XII u. 236 S.). Freiburg und Wien 1913, Herberische Verlagshandlung. Geb. in Leinwand 90 Pf. oder K 1,08.

In der Gegenwart hat die Verehrung des allerheiligsten Sacramentes erfreulicherweise zugenommen. Klostermanns Besuchungsbüchlein wird daher vielen recht erwünscht sein. Es bringt Gebetsstoff für 31 Besuchungen. Die Belehrungen sind klar, die Gebete zu Herzen gehend.

Officium Parvum Beatae Mariae Virginis. Die kleinen Marianischen Tagzeiten. Lateinisch und deutsch, mit einer Einleitung und kurzen Erklärungen. Von Dr. Josef Bach. Achte Auflage. Ausgabe für Ordenskongregationen. Mit

Titelbild. 24ⁿ (X u. 256 S.). Freiburg und Wien 1913, Herberische Verlagshandlung. Geb. M. 1,80 oder K 2,10.

Wie der rasche Absatz der ersten sieben starken Auflagen beweist, erfreut sich diese Ausgabe der marianischen Tagzeiten einer großen Beliebtheit beim katholischen Volke, und das mit Recht; denn von allen bisherigen Ausgaben ist sie durch folgende Vorzüge ausgezeichnet: 1. Der Organismus dieses erhabenen und tief sinnigen Stundengebetes ist in einer eingehenden Einleitung derart erklärt, daß auch Laien sich sehr leicht darin zurechtfinden können. 2. Sämtliche Psalmen, Hymnen und Lektionen sind mit kurzen Überschriften und Vorbemerkungen versehen, die Reflexspiegeln ähnlich Licht werfen auf die marianischen Beziehungen der davidischen Lieder, die wie goldene Schlüsselchen deren Sinn und Schönheit dem Vetter erschließen. Die achte Auflage ist für Ordenskongregationen eingerichtet. Gemäß der neuen Brevierordnung sind in den Laudes die Psalmen 66, 149 und 150 weglassen worden. Für die Kongregationen sind die vorgeschriebenen Kommemorationen eingefügt. Beigefügt ist eine nach gleichen Grundfäden behandelte Übersetzung der sieben Bußpsalmen. Auch diese Ausgabe eignet sich für solche, die nicht Mitglieder von Kongregationen sind; sie brauchen nur die spezielle Kommemoratio auszulassen.

Briefkasten der Redaktion.

Nr. 1151 und andere. In Anbetracht, daß man mit den Restipendien doch auch die Mission unterstützen will, so werden für gewöhnlich 2 Kronen für die Messe eingeschickt.

P. St. d. Aharoum. Besten Dank für letzte Sendung. Sie werden sich hoffentlich bald wieder

erholen. P. M. wird wohl auf den „Sternschreiber“ nicht gut zu sprechen sein, hätte ihm gerne schon längst einen meilenlangen Brief geschrieben, ziehe es jedoch vor, die Angelegenheit später mündlich ins Reine zu bringen.

Gabenverzeichnis vom 5. Dezember 1913 bis 5. Febr. 1914.

In Kronen.

Dyckerhoff: Abtei, P. B. 4; Afers, Nigger 1,35; Ainet, R. P. 1; Aitenhofen, Pfr. R. 7,02; Algrund, Pfr. M. 2; Almegg, J. G. 1; Altmünster, A. S.: 1; Althrenberg, J. L. 1; Altensstadt, J. S. 8; Andrian, P. P. 1; J. S. 4; Amlach, M. J. 1; Arzl, M. S. 3; Au, J. B. 8; Auern, J. G. 1; Aufhofen, M. M. 1; Aumühl, J. M. 30,40; Argans, Ung. 25; Bad Fischl, M. S. 1; Bad Flinsberg, Dr. J. 4,68; Batascet, Monj. R 1; Baumgarten, A. W. 2; M. R. 2; Bichlbach, M. M. 4; Biedermannsdorf, A. S. 2; Bludenz, A. P. 6; Bozen, J. S. 3; L. W. 20; M. M. 4; G. S. 10; Bramberg, J. L. 8; Brigen, Dr. R. 8; Monj. J. 20; Prof. J. 8; A. R. 100; M. R. 50; M. R. 50; B. v. P. 8; P. L. 8; Prof. A. 2; A. G. 1; Brunck, Dr. W. 1;

J. M. 48; M. D. 1; Buchenstein, M. d. L. 3; A. J. 3; Buchkirchen, M. J. 1; A. G. 1; S. U. 3; Burgstall, Nigger 27,30; Burgwies, S. D. 2; Campill, Pfr. P. 18; Cortina, L. M. 8; Corvara, M. L. 18; Crefeld, C. R. 9,36; Dachau, J. W. 21,10; A. A. 1,17; D. Matrei, G. L. 3; Dietenheim, Pfr. B. 18; Doren, W. S. 2; B. B. 8; G. B. 2; B. 2; W. L. 5; Dorf Pft. 10; Dornbirn, R. W. 38; M. W. 8; Droschendorf, A. W. 1; Dürrnashach, A. L. 3; Durholz, P. P. 2,10; Ebbs, Pfr. S. 3; A. R. 3; Eblau, M. G. 8; Edelstauden, J. J. 1; Eger, P. S. 4; Eggen, A. G. 1; Eggental, A. P. 10; Eglsing, R. B. 1,17; Elbingenalp, M. R. 28; Enneberg, J. B. 3; Enns, Deh. L. 11; Eppan, M. G. 1; J. R. 8; A. G. 18; Erisried, Pfr.

J. N. 1; Nauders, J. W. 1; Niedervintl, Koop. M. 10; Feldturns, G. N. 1; B. D. 1; Fischham, B. W. 2; Flaas, Kur. T. 1; Fladnitz, M. W. 2; Flaurling, T. D. 1; Forchheim, L. O. 3,51; Kapl. C. 2,34; Freienfeld, J. B. 3; Freindorf, A. B. 1; Frohneiten, M. J. 2; J. S. 2; Fügen, J. St. 8; Fulneck, A. P. 2; Fürstenfeld, M. A. 7; Garfen, J. L. 1; Gaspolzhofen, Kur. S. 3; Girkau, A. N. 1; Gleisdorf, A. G. 28; Golling, A. J. 3,50; Goppertshofen, G. 2,34; Gossensäß, Pfr. M. 3; Grainbrunn, Obft. Sch. 1; Gramais, Pfr. A. 10; Graz, M. Sch. 100; Theol. Akad. Miß. Ver. 30; Dr. J. C. 1; R. D. 3; M. A. 3; S. A. 3; Gries, P. R. G. 48; A. G. 2; Dr. G. 8; J. C. 8; M. L. 8; Griesbach, A. 2,34; Grieskirchen, P. S. 2; G. P. 1; J. D. 1; M. J. 2; Großdorf, J. B. 10; Gmunden, S. S. 10; J. B. 3; Mon. G. M. 8; T. W. 1; Günskirchen, J. W. 3; Gurgl, Pfr. L. 11; Haag, M. St. 2; T. B. 1; Hasling, Kur. S. 28; Haiming, J. S. 10; Hall, Dr. P. 1; A. J. 1; Prof. S. 1; T. A. 3; Hallenstein, A. D. 1; Hart, M. L. 3; Hartkirchen, M. D. 3; Haslach, A. B. 1; Hausen, R. Sch. 7,02; H. Blut, C. B. 38; Heilbrunn, A. 2,34; Heimbach, W. Sch. 11,70; Heinersdorf, J. A. 1; Heiterwang, J. A. 1; Hippach, Koop. W. 20; Hirzegg, Pfr. S. 7; Hittisau, S. J. 1; Hitzendorf, L. S. 1; Hof, A. C. 1; Hohenems, J. A. 8; Hochfretscham, J. M. 2,34; Holzgau, L. L. 4; Holzing, J. A. 3; Honsdorf, J. J. 17,55; J. A. 3,51; Hörbranz, G. G. 10; Hörnstein, A. 3,51; Jachenau, C. N. 12,90; Jenesien, Pfr. A. 13; Inggolstadt, J. A. 3,51; Innereschwandt, J. T. 1; Innsbruck, C. A. 1; Mar.-Jungfr.-Kongr. 30; J. A. 3; Prof. S. v. S. 3; C. M. 1; Dr. B. 3; J. A. 1; J. S. 5; J. S. 3; C. v. W. 8; J. S. 10; C. M. 3; M. v. S. 2; A. A. 1; A. S. 1; Jungholz, Pfr. A. 2; Kapellen, Pfr. M. 3; Kaltarn, M. A. 3; v. L. 4; A. M. 3; Exp. B. 18; A. P. 8; J. C. 8; M. C. 1; J. A. 3; M. v. B. 1; Kematen, T. B. 8; Kirchbichl, A. S. 3; Kirchdorf, C. W. 1; G. S. 2; Kitzbühel, A. S. 3; Klausen, A. L. 28; Kur. Sp. 10; A. S. 4,50; Klagenfurt, J. W. 1; Kl.-Grillowitz, A. J. 8; Koblgrub, A. B. 9,66; L. D. 1,75; Kollmann, J. O. 4; Kornat, Pfr. M. 1; Kremsmünster, J. D. 1; J. S. 3; P. Pr. 1; M. B. 2; Kreuth, J. C. 1; Krumau, L. S. 1; Kuchl, G. S. 3; G. S. 2; Lam, M. A. 2,34; Lambach, P. B. G. 10; J. D. 2; Lana, C. S. 18; Langau, A. S. 3; Langenlois M. S. 2; Längenfeld, P. G. 8; J. A. 3; A. A. 1; Langstögen, J. S. 3; Latjch, Nigger 10; Layen, Pfr. G. 50; Koop. J. 1; Langstein, A. M. 8; Leisnitz, C. S. 1,17; Leopoldschlag, Pfr. L. 8; Linz, A. C. 2; J. S. 3; Lochau, P. S. 2; A. C. 4; Losenstein, M. L. 1; Ludeich, A. P. 3; Maisach, M. B. 1,17; J. B. 1,17; Mals, J. S. 28; Benef. S. 1; A. S. 6; Mar.-Engersdorf, P. C. S. 1; Mannheim, C. A. 3,51; Mariastein, C. W. 3; Marienbad, D. A. 8; Marburg, J. A. 1; Marling, T. A. 48; A. L. 1; Mautern, C. S. 1; Mareit, Pfr. II. 5,60; Mehrnbach, A. A. 1; Meran, M. L. 6; A. L. 8; M. II. 1; Milland, J. L. 15; J. A. 36,40; J. B. 1; Miesbach, W. S. 3,51;

Mittelberg, A. J. 2; Mölten, P. O. P. 70; Mondsee, M. J., 1; Montan, M. L. 4; Moos, J. B. 1; Mühlabach, J. L. 1; Mühldorf, J. D. 44,66; Mühlfeld, Pfr. B. 4; München, S. 3,66; C. J. 21,06; A. J. 3,51; M. G. 6; Ludwigs-Miße-Verein 1173,75; Murau, A. S. 1,17; Neumarkt, C. L. 1; A. B. 1; C. S. 3; P. B. 3; Neufirchen, Koop. L. 3; Neureichenau, B. D. 1,17; Niedendorf, M. B. 1; Niederkappel, J. C. 3; Niederstotzingen, T. S. 5,85; Niedertalheim, Ung. 18; Niklasreuth, J. B. 3,51; Nifolsdorf, J. W. 3; C. S. 1; J. A. 2; Nitzing, J. A. 1; Oberdrauburg, U. G. 2; Oberdarching, J. A. 1,17; Obergrünau, J. S. 2; Oberhofen, J. A. 10; Obermieming, A. M. 3; Oberwang, M. S. 1; M. A. 2; J. S. 1; M. R. 1; Ob. Pfr. M. 8; Öying, M. P. 1,17; Öbling, B. 2; Offenhausen, J. O. 1; Ohtsdorf, P. J. 1; Pfr. 1; Ort, S. P. 1; Oppeln, A. W. 3,51; Panzendorf, P. W. 3; Passau, J. W. 1,17; Pernau, A. v. J. 4; Perlesreut, Pfr. B. 11,73; Pfaffenendorf, M. D. 1; Pfalzen, J. A. 3; Pichl, Pfr. M. 2; J. C. 2; J. A. 8; Pirchingberg, L. B. 2; Pißtal, J. M. 8; Prag, Kard. Str. 1; Pram, M. B. 2; Pirmasens, Sr. G. 9,36; Prettau, A. A. 10; Pürfersdorf, C. S. 1; Rabenschwand, J. C. 1; Raßling, J. S. 1; Raifing, V. M. 2,34; Ratshings, Pfr. B. 1; Regensburg, J. S. 1,17; Regau, A. M. 3; Reinbach, Pfl. 5; A. A. 40; Reisch, J. A. 1; Reischach, J. M. 2; Reititz, W. T. 1; Rennweg, M. P. 1; Reutte, A. A. 3; A. B. 8; Ried, M. P. 2; Riefensberg, G. J. 3; Ribendorf, M. S. 2; Rohr, A. A. 3; J. W. 10; Roitham, M. L. 8; Rosenheim, J. A. 50; Rudolfstal, A. J. 3; Ruprechtshofen, Benef. S. 10; Sachsburg, Pfr. S. 3; Sachsenstam, J. S. 4,68; Salzburg, M. L. 1; A. W. 8; Prof. B. 2; P. J. 1; B. D. 2; N. L. 2; Prof. R. 18; Saltaus, A. S. 8; Sarntheim, M. O. 4; J. B. 18; Sarns, Bar. Sch. 13; Sattel Pfr. G. 3; Saffig, C. W. 1,17; Schallbach, J. S. 10; Schalders, P. S. 4; J. P. 2; Scharnitz, Sr. A. 2; Scherlitz, C. B. 1; Schlierbach, J. A. 1; Schlägl, Abt J. 8; M. S. 1; Schluderns, Pfr. R. 8; Schildberg, J. S. 2; Schlitters, A. M. 8; A. S. 3; Schmöling, J. S. 2; Schiefer, J. J. 5; Schruas, Dsch. M. 18; Schüttenhofen, Dsch. J. 2; Schwänenstadt, Ung. 20; Schwarz, A. S. 5; Serten, A. S. 1; Sierning, A. L. 4; C. S. M. 1; Speyer, Reg. D. 6,80; Steindlberg, L. J. 1; Steinfirch, D. 4,68; Steyr, M. S. 2; T. S. 20; Stilles, Dsch. S. 3; J. B. 6; Straching, A. J. 8; St. Florian, A. P. 2; J. S. 18; St. Jakob, C. A. 3; M. A. 36,50; Pfr. C. 3; St. Johann, M. A. 3; St. Lambrecht, A. G. 2; St. Leonhard, A. S. 5; St. Lorenzen, P. T. 3; St. Martin, M. R. 2; J. D. 1; J. M. 2; St. Pantz, J. C. 1; St. Pauls, A. T. 5; Benef. v. B. 4; J. D. 20; St. Pölten, A. B. 2; A. M. 1; J. S. 4; St. Ulrich, Ung. 200; A. O. 8; D. S. 10; St. Valentin, Benef. St. 35; A. A. 3; St. Veit, A. G. 2; Taquens, Exp. B. 10; Teyenbach, J. M. 1; Teis, Nigger 7,70; Terlan, T. G. 8; Thanietten, B. D. 3; Tiers, C. A. 14; Tirol, A. L. 2; J. B. 3; Toblach, P. S. 2; Tramin, J. P. 1; T. v. C. 8; Traundorf, A. J. 3; Treus,

N. S. 20; Trient, M. P. 48; Ungenach, C. T. 50; Pfr. S. 3; Unterbruck, F. S. 2; Unterach, M. S. 1; Untergeisenfelden, P. II. 1,17; Untermais, Geschw. M. 8; Unterammergau, Pfr. A. 2,34; Unterplanitzing, Exp. N. 8; Untersöchering, L. N. 3,51; Unterroffegg, M. W. 11,50; Valgencun, F. P. 19; Vandans, C. S. 5; Verschneid, Rigger 10; Viertschach, M. G. 20; Willanders, P. P. 2; W. II. 12; Benef. S. 40; A. R. 1; Willnöb, J. M. 18; Rigger 13,80; G. F. 3; N. G. 8; Winaders, Pfr. A. 3; Wilsbiburg, J. L. 1,17; Worchdorf, L. N. 1; Wolders, J. A. 18; Worfloster, P. N. 2; Wölferaida, J. P. 1; Waidbruck, J. M. 1; Ung. 25; Waidhofen, M. F. 4; Wald, C. D. 3,51; Waldauerbach, B. T. 15,26; Wallenfels, N. G. 1,17; Wasserburg, J. L. 4; Weistrach, B. G. 2; Weitenal, Pfr. D. 18; Weinberg, J. A. 2; Weitersfelden, J. L. 2; Wels, N. N. 2; Welsberg, Jam. G. 11; Dr. A. 3; J. D. 6; Welschnofen, M. N. 8; Werfen, W. T. 3; Weyregg, A. G. 18; Wilddorf, A. F. 2; A. T. 3; Wien, Weihbischof Pfl. 20; Dr. C. J. 11; C. S. 1; A. S. 2; A. B. 1; C. J. 3; G. P. 1; Wiesen, J. B. 5; Wilbon, M. P. 1; Winkeln, M. C. 3; Znaim, P. W. 1; Zusamzell, N. S. 1,17; Zwerndorf, Pfr. 2.

Für das Werk des Erlösers gingen ein 4183 Kronen 82 Scller.

Zur Verfolgung von heiligen Messen fanden ein: Fürstenfeld, M. N. 3; Linz, A. G. 2; Ettlingeweter, J. N. 5,86; Münstereifel, Marienhösp. 87,75; Schmöking, Dr. Sch. 6; Flirsch, J. C. 10; Ehrweiler, Schw. Cl. Fr. 12,30; Hohenburg, M. S. G. 9,36; Mühlhof, J. D. 3; Ruitdorf, T. 3. 20; Nied, W. W. 75; Enzenkirchen, J. A. 24,80; Klosterneuburg, N. C. 12; Jmit, Mar. Wtw. B. 8; Rosenheim, P. N. 50; Münstereifel, St. Ulrich, D. S. 20; Waizentkirchen, F. M. 2; Wichtbach, M. W. 4; Zell a. M. N. M. 4; Wachtwinkel, J. N. 3; Rech. M. W. 1,75; Strele, S. S. Schröder 95; Ehrweiler, Schw. C. Fr. 31,59; Hochfretscham, Fr. L. M. 97,53; Pflach, N. 3. 8; Waidhofen, M. F. 24.

Zur Taufe von Heidentindern: Münstereifel, Mar.-Hospit. 24,58 (Michael); Perlesreut, Pfr. J. B. 24,45 (Josef).

Für Bischof Geyer: Niezlern, J. S. F. 8; Junsbruck, Er. P. N. 10.

Für Lul: Pottenbrun, Er. N. Ob. 25 (Kirche); Brigen, A. Tax. 1000. (Nur für Tabernakel in der Missionskirche.) Brigen, Dr. S. 28.

Für die Waidkinder: Junsbruck F. Wtw. Sch. 30; Neutitschein, L. L. 8.

Für die Hungernden in Afrika. Speyer, S. geistl. N. N. D. 6,70; Antholz; A. G. N. 2.

Für Pater Grassolara: Pedracez, Pfarramt St. Cassian 15.

Briefmarken und Staniol liefen ein aus: Au, Afers, Algund, Numühl, Baden-Baden, Brigen, Fulda, Hall, Hallgarten, Egg, Immenstadt, Krensmünster, Meran, Ottenschlag, Passau, Sierning, Trient, Winkeln.

Nachtrag.

Oyferstod: Apsch, M. S. 1; Au, L. M. 1, T. N. 1; Altfrauthheim, M. St. 11,70; Alfenstadt, J. Sch. 8; Aigen, J. N. 1; Ahornach, M. N. 3; Alm, J. N. 1; Alberschwende, J. B. 1; Abtenau, J. S. 1; Almdorf, Kam. S. 8; Altmünster, A. P. 3; Allad, Def. M. 3; Ehrweiler, C. F. 4,68; Andelsbuch, A. F. 1; Arzl, Pfr. S. 1; Ung. 63,70; Algund, J. W. 1; Afers, N. T. 18; Allhaming, F. C. 20; Absam, A. N. 2; Altschwendt, Ung. 10; Altrottau M. W. 5,85; Bozen, M. S. 8; J. M. 3; C. W. 1; F. N. 8; N. S. 4,50; S. W. 1; Ung. 2500; Brigen, Reg. Sch. 8; Mjar. Sch. 3; B. C. 28; C. N. 1; J. T. 8; J. G. 6; M. N. 50; T. N. 1; N. N. 2; J. 3. 1; Buchenstein, Def. S. 10; M. D. T. 10; N. N. 2; Bad Hall, J. D. Wogen; A. S. 11,70; Brücl, G. N. 1,17; J. S. 1; Wachtetten, J. D. 1; Bruck, g. N. St. 1; Braunau, J. W. 8; Bad Fischl, M. St. 1; M. R. 1; Bruned, S. S. 2; Bonn, F. S. 5,85; Baden, F. S. 10; Bamberg, M. S. 1,17; Cech, Grf. L. T. 1; Dornbirn, Geschw. B. 1; Geschw. C. B. 3; M. M. 2; Dollberg, F. St. 50; Eppan, J. S. 2; J. 3. 1; Engers, W. S. 1,17; W. S. 1,17; Ebersteinberg, Pfr. W. 2,34; Ebelsberg, A. B. 1; Eisenbergeramt, A. N. 28; Ebensee, F. S. 2; Furth, N. Sch. 48; Pfr. S. 7,66; Flauring, J. N. 10; Freckenhorst, S. T. 1,17; Gurlan, A. N. 8; Giefingen, N. B. 100; von mehreren 50; Grein, Bar. V. 2; Gofjensatz, N. A. 2; Göhs, J. M. 1; Gries, G. W. 3; A. Sch. 3; M. G. 1; J. II. 1; Gfies, P. S. 18; Gloggnitz, J. L. 5; Gmunden, A. S. 3; A. M. 29; Dr. P. 1; Graz, G. S. 2; F. W. 1; Gosbach, Pfr. B. 2,34; Gleinf, A. D. 10; Grünburg, A. G. 3; Hohenems, F. N. 8; M. P. 18; Hirchegg, N. L. 2; Hadenstein, N. L. 0; Hartkirchen, Fr. L. 3; Hundsham, M. L. 1; Haag, J. W. 3, M. St. 100; T. N. 3; Hafing, J. N. 3; Heiligkreuz, J. W. 1; Hall, Major J. 3; Heimbach, M. S. 3,51; Hatting, F. S. 4; Hohenberg, A. S. 34; Hoffirchen, J. S. 5; Hörbranz, A. B. 1; Junsbruck, C. M. 3; M. St. 8; M. M. 1; L. S. 3; Koop. C. 6; Arch. M. 8; Jrdning, N. T. 3; Jnzing, P. W. 1; Judendorf, N. S. 1; Jansdorf, M. T. 3,50; Köffen, M. S. 2; Kostelen, Pfr. S. 8; Kaiserwalde, St. S. 2; Kenneding, J. T. 1; Kirchham, M. N. 1; Karlsbad, Def. L. 2; Klagenfurt, M. II. 3; Kallern, M. v. B. 3; M. G. 3; Kennelbach, Pfr. S. 28; Kematen, T. Sch. 10; Kreibitz, N. 3. 7,50; Kl.-Strehlitz, J. N. 1; Kuffstein, F. S. 4; Kirchbrenbach, M. F. 3,51; Lana, M. S. 2; G. J. 8; T. S. 10; F. D. 558; Losenstein, J. W. 1; M. 3. 1; Langenhart, F. N. 4; Lindach, Pfr. N. 18; Lappach, J. N. 6; Lienz, J. W. 3; Lehen, J. 3. 1; Lambach, P. B. G. 70; Lochau, J. S. 2; Lützen, N. T. 1; Morter, Exp. Sch. 8; Mälten, J. Sch. 1,60; Mühlhof, P. M. 1,75; A. M. S. 1,17; Mofrenwied, Pfr. Th. 1,17; Mellau, M. W. 2; Willand, Pfr. M. 30; J. L. 8; N. N. 50; Mooskirchen, M. F. 4; Münster, Domf. D. 1; Melf, Prof. B. 1; München, A. S. 1,17; Nifolsdorf, J. P. 1; Nals,

J. 3; Neuhojen, C. N. 8,80; Matters, J. P. 1; Oberndorf, J. J. 1; J. A. 1; Nasing, M. N. 1,—; Obermais, R. M. 1; Oberinn, Koop. N. 1; Obersehnadt, G. J. 2; Oberlabill, A. W. 2; Obersehnad, Pfr. D. 1,17; Obermuhdorf, J. S. 1; Oberlaab, M. G. 2; Polling, Fam. L. 1; Partschins, J. L. 1; Pennewang, J. J. 1; Pasching, Pf. 60; Nauris, C. S. 2; Rafowa, Pfr. S. 9; Ried, M. M. 8; Rosenheim J. N. 1; Rennweg, M. G. 6; Remsmit, Pfr. P. 1; Roppen, Pfr. B. 3; Regensburg, N. S. 5,85; Rülzheim, J. G. 2,34; Reischach, B. B. 2; Schlackenwerth, J. P. 1; Sillian, A. N. 3; Silz, Def. Sch. 20; v. Mehr. 65; Sterzing, J. N. 4; A. N. 3; Steyer, Dr. C. 2; J. C. 2; Staatz, Propst C. 100; Sierning, A. L. 20; Koop. D. 11; Steinbichl, L. N. 1; Sulzbach, J. N. 11; St. Margareten, Pf. 2; Schnals, M. G. 13; Schlägl, J. P. 8; St. Jodok, Pfr. N. 1; Schwoich, M. G. 1; St. Johann, Pfr. S. 8; St. Martin, G. W. 1; J. G. 1; St. Georgen, M. St. 3,51; Stauff, Bar. A. 2; St. Lorenzen, Koop. N. 5; Stammheim, Pfr. B. 1,18; St. Marein, M. M. 8; Spital, B. L. 3; St. Andra, N. S. 180; N. G. 1; Salzburg, M. St. J. 3;

Steinach, A. B. 2; Schwaz, A. M. 1; N. S. 4; Sternberg, Schulchw. 18; Sautern, C. L. 1; Schwabmünchen, M. S. 100; Stern, M. P. 1; St. Kassian, Pfr. M. 1; Teising, Ben. B. 1; Taisten, A. Sch. 10; P. M. 1; M. D. 1,50; Telfs, A. L. 2; Thunjetten, N. L. 8; Teis, Nigger 5,79; Tscherns, M. M. 8; Tscharschull. 26,20; Taxenbach, P. S. 1; Treus, Ung. 20; Untertilliach, Ung. 100; Unterinn, M. P. 1; Ungenau, M. A. 8; Uffing, A. S. 2,34; Untergrainau, J. S. 1,17; Willanders, Nigger 8; C. L. 200; Pfr. A. 20; J. P. 20; Wöls, J. J. 3; A. N. 3; Wölferaiha, J. P. 5; Wigau, J. S. 1; Wien, C. S. 1; J. G. 1; A. M. 1; M. N. 1; Waldkirchen, N. B. 3; Wolfshütte, M. St. 1; Wangzbach, J. G. 1; Wels, M. A. 2; M. W. 1; Weistrach, J. M. 17,85; Wendling, M. S. 4; Welsberg, G. N. B. 100; Wenisbach, M. N. 1; Walten, Kur. D. 13; Weisenbach, B. P. 3; W.-Matrei, Schulchw. 1; Waalen, M. N. 3; Wilerödorf, A. C. 8; Wolfers, B. L. 2; Zakolan, W. D. 2,25; Zell, N. N. 3; N. W. 3; Zams, J. W. 1; Zöblan, L. J. 3.

Erlös aus Staniol 125; Erlös für Briefmarken 634,83.

Abonnements - Erneuerung:

Folgende Nummern haben ihr Abonnement erneuert:

9, 21, 30, 45, 57, 58, 62, 72, 78, 83, 92, 97, 105, 107, 136, 138, 148, 179, 211, 214, 234, 236, 241, 251, 269, 293, 296, 299, 305, 314, 318, 324, 329, 339, 344, 355, 361, 363, 368, 373, 382, 392, 407, 414, 420, 432, 435, 443, 458, 463, 474, 486; 498, 503, 511, 522, 524, 529, 533, 546, 561, 564, 577, 585, 586, 598, 601, 610, 618, 625, 638, 641, 644, 667, 675, 677, 679, 727, 734, 736, 766, 792, 816, 832, 849, 865, 868, 874, 877, 879, 882, 887, 901, 910, 915, 916, 926, 927, 929, 930, 933, 938, 950, 964, 968, 975, 981, 997, 1000, 1003, 1006, 1007, 1013, 1018, 1025, 1031, 1034, 1035, 1038, 1058, 1060, 1073, 1077, 1087, 1089, 1096, 1107, 1111, 1112, 1122, 1131, 1139, 1140, 1143, 1146, 1151, 1155, 1158, 1162, 1164, 1169, 1176, 1177, 1205, 1211, 1216, 1221, 1235, 1237, 1244, 1251, 1253, 1257, 1260, 1270, 1272, 1286, 1305, 1308, 1314, 1324, 1331, 1358, 1368, 1371, 1378, 1382, 1385, 1389, 1392, 1398, 1408, 1414, 1416, 1436, 1437, 1443, 1468, 1473, 1486, 1487, 1490, 1510, 1516, 1545, 1551, 1585, 1592, 1595, 1614, 1622, 1651, 1662, 1680, 1682, 1692, 1705, 1723, 1733, 1734, 1735, 1747, 1752, 1767, 1776, 1797, 1799, 1815, 1827, 1830, 1857, 1859, 1870, 1883, 1885, 1918, 1946, 1950, 1965, 1966, 2001, 2011, 2029, 2056, 2064, 2071, 2073, 2078, 2091, 2096, 2099, 2106, 2115, 2121, 2127, 2155, 2161, 2169, 2190, 2191, 2195, 2203, 2221, 2235, 2239, 2256, 2278, 2292, 2293, 2295, 2319, 2320, 2329, 2330, 2347, 2386, 2391, 2404, 2405, 2410, 2455, 2469, 2470

2471, 2479, 2508, 2535, 2551, 2552, 2555, 2564, 2580, 2601, 2607, 2616, 2625, 2641, 2651, 2654, 2671, 2682, 2700, 2708, 2726, 2732, 2744, 2749, 2761, 2770, 2790, 2801, 2803, 2807, 2818, 2822, 2825, 2830, 2840, 2844, 2856, 2863, 2871, 2872, 2896, 2897, 2925, 2926, 2936, 2943, 2948, 2963, 2970, 2987, 3000, 3008, 3010, 3017, 3032, 3034, 3035, 3049, 3057, 3058, 3083, 3090, 3177, 3178, 3197, 3200, 3228, 3233, 2235, 3236, 3255, 3284, 3301, 3303, 3305, 3312, 3320, 3321, 3334, 3348, 3349, 3351, 3360, 3368, 3381, 3384, 3388, 3395, 3398, 3410, 3422, 3427, 3457, 3459, 3468, 3474, 3477, 3482, 3491, 3504, 3508, 3509, 3522, 3524, 3528, 3538, 3541, 3571, 3584, 3601, 3602, 3614, 3652, 3657, 3691, 3702, 3726, 3728, 3730, 3739, 4011, 4051, 4075, 4097, 4112, 4121, 4126, 4155, 4158, 4159, 4166, 4207, 5000, 5013, 5020, 5021, 5028, 5029, 5035, 5039, 5048, 5051, 5055, 5063, 5071, 5077, 5101, 5113, 5123, 5134, 5135, 5138, 5144, 5199, 5203, 5305, 5321, 5374, 5384, 5386, 5400, 5426, 5436, 5464, 5466, 5469, 5471, 5485, 5486, 5526, 5540, 5560, 5600, 5657, 5658, 5677, 5686, 5697, 5737, 5751, 5755, 5809, 5819, 5957, 6063, 6083, 6370, 6397, 6427, 6437, 6438, 6452, 6474, 6475, 6489, 6493, 6514, 6646, 6682, 6754, 6946, 6991, 6999, 7016, 7027, 7032, 7039, 7055, 7087, 7092, 7102, 7108, 7112, 7133, 7134, 7136, 7160, 7161, 7169, 7174, 7177, 7184, 7191, 7243, 7252, 7253, 7270, 7280, 7299, 7312, 7316, 7318, 7320, 7324, 7333, 7339, 8008, 8022, 8030, 8032, 8035, 8042.